

IV.

Aus der psychiatrischen Klinik in Frankfurt a. M.
(Direktor: Geh.-Rat Prof. Dr. Sioli).

Der Dichter Lenz.

Eine Pathographie.

Von

R. Weichbrodt.

Jakob, Michael, Reinhold Lenz. Die bedeutendsten Männer seiner Zeit zollten ihm laute Anerkennung; mit Goethe wurde dieser Jüngling in einem Atem genannt, seine Werke wurden öfters sogar Goethe zugeschrieben. Unsere Zeit hat den Dichter fast vergessen, nur wenige kennen ihn, die wenigsten seine Werke. Und doch hat er einen nicht unbedeutenden Anteil an der Literatur des 18. Jahrhunderts. Maximilian Harden sagt von ihm: „Eine nicht nur aus edlem Stoff gefügte und drum nie in ganz reiner Klangpracht tönende Glocke, deren Klöppel von allem Wollen und Sehnen wirrer Zeit bewegt ward: Das ist uns Lenz. Der Johannes, dessen Wurfchaufel die Tenne säuberte, auf die Goethes -Ernte eingebracht werden konnte“. Und er, der der zweite deutsche Shakespeare genannt wurde, von dem Lavater sagte, dass er vor Genie verspritze, wird mit ungefähr 26 Jahren durch eine Geisteskrankheit aus seiner Bahn geschleudert.

Wir wollen hier ein Bild von seiner Geisteskrankheit entwerfen und von dem gesunden Lenz nur das bringen, was zur Beurteilung des kranken Lenz dienen kann.

Jakob (das war sein Rufname, nicht Reinhold) Lenz wurde am 12. (25.) Januar 1751, mittags nach 12 Uhr am Reinholdstage, als viertes Kind des Pfarrers Christian David Lenz, des späteren Generalsuperintendenten von Livland, und dessen Ehefrau Dorothea geb. Neokapp zu Sesswegen in Livland geboren. Sein Vater, geb. am 24. 12. 1720 zu Cöslin i. Pommern, war der Sohn des Kupferschmiedes Johann Jakob Lenz. Ueber Geisteskrankheiten oder abnorme Charaktere unter den Vorfahren des Dichters ist nichts bekannt, doch scheint der Vater recht sonderbar gewesen zu sein. Was er von Charaktereigentümlichkeiten von seinen

Eltern herleitet, erfahren wir aus seinem Brief an Sophie von la Roche (Strassburg, Sept. 1775). „Meiner Mutter habe ich all mein Phlegma — mein ganzes Glück, meinem Vater all mein Feuer — mein ganzes Unglück zu verdanken“.

Von dem Knaben Lenz wissen wir, dass er die Lateinschule in Dorpat besuchte und dass er ein aufgeweckter Schüler war, der frühzeitig zu dichten anfang. Der Neujahrswunsch des noch nicht 12 jährigen Knaben für seine Eltern schliesst:

„Segne meiner Eltern Paar. Segne, Vater, meinen Vater,
In der künftigen Jahreszeit. Sei sein Licht und sein Berater,
Flösse immer seiner Seele deine heiligen Triebe ein,
Lass den Herzen seinen Vortrag lauter Spiess und Nägel sein.
Und du, Jesu, Gottes Sohn! Lass ihn Elieser werden,
Der dir viele Bräute wirbt. Lass zum Troste seiner Herden
Ihn noch viele Jahr durchleben in Gesundheit, Fried und Freud,
Stärke ihn an Leib und Seele, wende von ihm alles Leid —
Legst du auch ein Kreuz ihm auf, stürmen auf ihn Unglückswetter,
Also trage es auch selbst, sei sein Schild und sein Erretter.
Wenn denn endlich seiner Seele diese Welt ein Ekel wird,
So hilf ihm zu jener Weide, wo du selber Brunn und Hirt.
Da lass ihn als einen Stern von der ersten Grösse glänzen,
Da wollst du ihn ewiglich mit gewünschter Freude kränzen,
Hilf auch, Jesu! Meiner Mutter, segne sie in diesem Jahr,
Wende von ihr Not und Schmerzen, Hilf ihr doch auch in Gefahr.
Reich ihr deiner Hilfe Hand, will das Glaubensschifflein sinken,
Lass sie, wenn ihr Herze dürr, sich recht satt an Gnade trinken,
Lass bis zu den spätesten Zeiten sie doch deine Huld erhöhn,
Und dann nach vollbrachter Wallfahrt dir verklärt zur Rechten stehn.“

Und der Glückwunsch zur Hochzeit seines Bruders Friedrich David, den er mit 16 Jahren schrieb, beginnt:

„Ich seh euch schon im Geist, ihr liebenswerten Beide,
Ihr wandelt Hand in Hand durch Tarwasts frohe Flur.
Aus euren Minen lacht nur Freude,
Und reine Lust und Lieb und Unschuld nur.
Euch wird der Lenz sich jetzo lieber schmücken,
Ihr findt ihn auf der Flur, findt ihn in euren Blicken.
Euch wird der Bach jetzt mit mehr Anmut rauschen,
Mit froherm Ohr werdt ihr aufs Lied der Wälder lauschen,
Und mit entzückterm Blick werdt ihr von goldnen Höhen
Die Morgensonn zur Erde lächeln sehn.“

Schon mit 15 Jahren wird er öffentlich von dem Pastor Theodor Oldekop gelobt, der im Jahre 1766 und 1767 in dem „Rigaer Gelehrten-

Anzeiger“ ihn als ein seltenes Genie kennzeichnete. Im September 1768 ging er nach Königsberg, wo er nach dem Wunsch des Vaters Theologie studieren sollte; in Wirklichkeit beschäftigte er sich mit Philosophie und Poetik. Von Königsberg begab er sich als Gesellschafter der Brüder von Kleist nach Strassburg, wo er im Jahre 1771 ankam. Er hielt in der Strassburger Sozietät Vorträge, die ihn nicht nur zum gefeiertsten Mann der Sozietät machten, sondern auch in Strassburg und ausserhalb Strassburgs seinen Ruf begründeten. Er wurde in Strassburg mit Goethe, Salzmann, Jung-Stilling, Röderer und anderen bedeutenden Männern bekannt, kam mit Lavater, Herder, Kayser, Schlosser u. a. m. in brieflichen Verkehr. Im Jahre 1772 lernte er das Pfarrhaus in Sesenheim kennen. Zu Friederike Brion, die noch mit ihren Gedanken bei Goethe lebte, führte ihn erst Freundschaft, die bald zur Liebe wurde. Diese Liebe scheint von Friederike erwidert worden zu sein. Manche behaupten auch, dass die Verbindung beider nur durch die Mutter Friederikens verhindert wurde, die schon von einer Dichterschwärmerei ihrer Tochter genug gehabt hätte. Andere Autoren hingegen, die Goethe als ihren Zeugen anrufen können, bestreiten, dass Friederike die Liebe des Dichters erwidert hätte. Goethe sagt nämlich in Dichtung und Wahrheit von dem Verhältnis zwischen Lenz und Friederike: „Er (Lenz) hatte sich nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in sie gestellt, weil er glaubte, das sei der einzige Weg, hinter die Geheimnisse der Mädchen zu kommen, und da sie nunmehr gewarnt, scheu, seine Besuche ablehnt und sich mehr zurückzieht, so treibt er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmordes, da man ihn dann halbtoll erklären und nach der Stadt schaffen kann.“

Dass jedoch Lenz sich nicht verliebt gestellt hat, sondern wirklich verliebt war, beweisen seine Briefe an Salzmann. So schreibt er am 3. Juni 1772 u. a. an ihn:

Mein teuerster Freund!

Es ist mir, als ob ich auf einer bezauberten Insel gewesen wäre, und ich war dort ein anderer Mensch, als ich hier bin, alles, was ich geredet und getan habe, habe ich im Traum getan. Heute reist Mad. Brion mit ihren beiden Töchtern nach Saarbrücken zu ihrem Bruder auf 14 Tage und wird vielleicht ein Mädchen da lassen, das ich wünschte nie gesehen zu haben. Sie hat mir aber bei allen Mächten der L. geschworen, nicht dazubleiben, ich bin unglücklich, bester, bester Freund, und doch bin ich auch der glücklichste unter allen Menschen wir haben uns geschworen, uns nie zu trennen. Entziehen Sie mir ihre Freundschaft nicht; es wäre grausam, sie mir jetzt zu ent-

ziehen, da ich mir selbst am wenigsten genug bin, da ich mich selbst nicht leiden kann, da ich mich umbringen möchte, wenn das nichts Böses wäre.“

„Ihr melancholischer Lenz“ unterschreibt er den Brief, der noch folgende Nachschrift hat: „Ums Himmels, um meines Mädchens und um meiner willen, lassen Sie doch alles dies ein Geheimnis bleiben. Von mir erfährt es niemand als mein zweites Ich“.

In einem anderen Brief heisst es: „Ich habe in Sesenheim gepredigt, sollten Sie das glauben? Sehen Sie, dass der Liebesgott auch Kandidaten der Theologie macht, dass er bald in Alexanders Harnisch wie eine Maus kriecht, bald in die Soutane eines Pfarrers von Wackefield, wie ein der Liebesgelahrtheit Beflossener“.

Wie Lenz im November 1775 zu Friederike Brion stand, ersehen wir aus einem Briefe an seinen Vater: „ . . . Ans Heiraten kommt mir noch kein Gedanke, es war Sturm der Leidenschaft, der mich Ihnen die Briefe schreiben machte, die jetzt in Freundschaft, sehr ernste Freundschaft verwandelt worden, aber nie wieder Liebe werden kann. Ich hatte damals nichts auf der ganzen Welt, an das ich mein Herz hängen konnte, meine Freundin war im nämlichen Fall, unsere Herzen verschwisterten sich, ihren harten Stand einander erträglicher zu machen. Entfernung und Umstände haben auf beiden Seiten vieles geändert, meine Dankbarkeit und Freundschaft aber bleibt ihr ewig“.

Um das Jahr 1774 hat Lenz eine Liebelei mit Susanne Cleophie Fibich; darüber hören wir Goethe im 14. Buch von Dichtung und Wahrheit: „Der ältere Baron (v. Kleist) ging für einige Zeit ins Vaterhaus zurück und hinterliess eine Geliebte, an die er festgeknüpft war; Lenz, um den zweiten Bruder, der auch um dieses Frauenzimmer warb, und andere Liebhaber zurückzudrängen und das kostbare Herz seinem Freunde zu erhalten, beschloss nun, selbst sich in die Schöne verliebt zu stellen, oder, wenn man will, zu verlieben. Er setzte diese seine These mit der hartnäckigsten Anhänglichkeit an das Ideal, das er sich von ihr gemacht hatte, durch, ohne gewahr werden zu wollen, dass er so gut, als die übrigen, ihr nur zum Scherz und zur Unterhaltung diene!“.

Dass sie mit ihm spielte, hat Lenz wohl gemerkt, und was er darunter litt, hat er in einem Tagebuche, das er Goethe überlassen hatte, niedergelegt. In diesem Tagebuche spricht er von der Fibich unter dem Namen Araminta. Durch diese Liebelei zerfiel er mit dem jüngeren von Kleist, so dass er nun auf sich selbst angewiesen war. Er liess sich darauf in Strassburg als Student immatrikulieren. Um sich, wenn auch kümmerlich, zu erhalten, gab er Stunden. Nach der Liebelei mit der Fibich verliebte er sich in Cornelia Schlosser. Diese wird bald

von Henriette von Waldner verdrängt, die er erst kennen lernte, nachdem er sich schon in ihr Bild verliebt hatte. Diese Liebe wurde aber nicht erwidert, denn dieses bildschöne Edelfräulein wurde die Braut des Barons von Oberkirch.

Wie ihn die Nachricht von ihrer Verlobung betroffen hat, beleuchtet folgender Brief an Lavater:

Lavater!

Mitten auf meinem Wege bekomme ich den Todesstreich, die Nachricht, dass Fräulein v. Waldner Braut ist mit einem Menschen, der sie nicht verdient, nicht zu schätzen weiss, ohne Nerven für schön und gut, bloss eigennützig, vielleicht unter der Maske der Liebe. Mein Schicksal ist nun bestimmt, ich bin dem Tode geweiht, will aber rühmlich sterben, dass weder meine Freunde noch der Himmel darüber erröten sollen. Aber sie — sie in den Armen eines andern und unglücklich — zu wissen, das ist ein verdammender Gedanke. Strecke aus deine Hand, Knecht Gottes, und rette nicht mich — sie —, damit ich ruhig gehen kann.

Stelle ihr vor, ich flehe dich, welch ein Schritt, welch ein Schritt es sei, den sie tut — von welchen Folgen für ihre ganze Ruhe — für ihren Charakter — für den Reiz selber, der ihre grosse Seele jetzt von den Sklavenseelen des Unglaubens auszeichnet — für alle ihre Vollkommenheiten, die sie auf immer aufopfert — Gott und wem? Sie ist für die Welt verloren, wenn sie keinen Mann hat, der sie zu schätzen weiss, sie ist vielleicht auch für die Zukunft verloren, der Schritt ist entscheidend, Lavater rette, wenn Schönheit mit allen Eigenschaften der Seele vergesellschaftet je Anspruch auf Mitleiden und Enthusiasmus machten. Mit welcher Wollust sterben wollte ich, wenn ich wenigstens wüsste, dass sie in dem Besitz eines Mannes wäre, der sein Glück zu fühlen, zu schätzen, der sie durch seine innige Verehrung auf der Laufbahn zu erhalten wüsste, auf der unsichtbare Engel sie geleitet — — die jetzt vergeblich um sie zittern, sie von einem Irrwege abzuleiten, der ihnen eine Schwester entreisst. Ach Lavater! Wenn du je eine edle Tat getan hast, so ist es diese, ein Sterbender bittet dich darum, ein Sterbender, der dir lieb war, dem du Beurteilung und Vernunft zutraust, selbst wenn er dem unerträglichen Gewicht seiner Schmerzen erliegt. Tue, was du kannst, und du hast alles getan — tust du nichts, so wird dich's reuen. — Ein Frauenzimmer von ihrem Stande, von ihrem Vermögen — von ihren in Strassburg ganz verkannten höheren Vorzügen des Geistes kann und darf sich nicht übereilen, kann und muss wählen — Ach ich bin zu erschöpft von meiner Verzweiflung, als dass ich mehr schreiben kann . . .“

Die Jahre 1774 und 1775 waren jedenfalls die produktivsten im Leben des Dichters. Am 2. 11. 1775 begründete er in Strassburg „die neue deutsche Gesellschaft“, in der er Vorträge über die deutsche Sprache hielt. Was er fürs Deutschtum im Elsass tat, haben andere Autoren dargelegt. Er verliess dann Strassburg, um über Mannheim, Darmstadt, Frankfurt, Dessau nach Weimar zu gehen.

Am 1. April 1776 flatterte nach Weimar der „lahme Kranich“. In einem Gedicht an den Herzog Karl August bezeichnete er sich selbst:

„Ein Kranich lahm, zugleich Poet,
Auf einem Bein Erlaubnis fleht,
Sein Häuptlein, dem der Witz genommen,
An Eurer Durchlaucht auszusonnen.
Es kämen doch von Erd und Meer
Jetzt überall Zugvögel her;
Auch wollt er keiner Seele schaden
Und bäte sich nur aus zu Gnaden,
Ihn nicht in das Geschütz zu laden.“

Am 4. April 1776 bekommt Lenz noch von Professor Simon aus Dessau die Aufforderung, den Unterricht am Philanthropin zu übernehmen.

„Mein teurer, lieber Lenz, unser Philanthropin braucht jetzt unumgänglich notwendig einen Mann als deutschen Schriftsteller. Da wir Ihre Talente kennen, glauben wir, nirgends besser als an Sie uns wenden zu können. Helfen Sie mit ein Institut befördern, das das Wohl der Menschheit zum einzigen Gegenstand hat. Die Bedingungen sind: Mit uns glücklich zu leben, Ihre Kräfte zum allgemeinen Wohl mit den unsrigen zu vereinigen und alle Vorteile mit uns zu teilen, die wir geniessen“

Mitte Mai 1776 schreibt aber Lenz an Roederer, dass er den Ruf nach Dessau abgelehnt hätte, da er in Weimar eine Stelle in Aussicht habe.

Der Weimarer Hof hatte ihn freundlichst aufgenommen, die ersten Dummheiten wurden ihm gern verziehen, man lachte darüber, freute sich, wenn er ungeladen auf einer Redoute erschien und seine unausbleiblichen Eseleien beging. Auch Frau von Stein interessierte sich für ihn. Schon am 5. April fragte Goethe bei ihr an, ob er ihr Lenz vorstellen dürfte. „Liebste Frau, darf ich heute früh mit Lenzen kommen? . . . Sie werden das kleine Ding sehen und ihm gut werden. Doch — Sie sollen, was Sie wollen, und wollen, was Sie werden. Ade.“ Frau von Stein wünschte dann von Lenz englischen Sprachunterricht. Am 10. September gibt es Goethe zu. „Ich schick Ihnen Lenzen; end-

lich hab ich es über mich gewonnen. O Sie haben eine Art zu peinigen wie das Schicksal, man kann sich nicht darüber beklagen, so weh es tut. Er soll sie sehen, und die verstörte Seele soll in ihrer Gegenwart die Balsamtropfen einschlürfen, um die ich alles beneide. Er soll mit Ihnen sein — er war ganz betroffen, da ich ihm sein Glück ankündigte — in Kochberg mit Ihnen sein, mit Ihnen gehen, Sie lehren, für Sie zeichnen! Sie werden für ihn zeichnen, für ihn sein. Und ich — zwar von mir ist die Rede nicht, und warum sollte von mir die Rede sein? — Er war ganz im Traum, da ich's ihm sagte, bittet nur Geduld mit ihm zu haben, bittet nur ihn in seinem Wesen zu lassen. Und ich sagte ihm, dass er es, eh er gebeten, habe. Ich schicke einen Shakespeare mit, schicke hoffentlich den Wakefield nach. Geniessen Sie rein der Lieben Herbstzeit: es scheint, als wollt Sie der Himmel mit lieben Tagen segnen. Ade. Von mir hören Sie nun nichts weiter; ich verbitte mir auch alle Nachrichten von Ihnen und Lenz. Wenn was zu bestellen ist, mag er's an Philipp schreiben.“

Am 28. November kommt es aber zwischen Lenz und Goethe zum Bruch. Was zu dem Bruch geführt, ist bisher nicht bekannt geworden. War Eifersucht im Spiele? Hat Lenz mit täppischer Hand zarte Verhältnisse berührt? Er ward aus Weimar ausgewiesen. Herr von Kalb bemühte sich, die Sache beizulegen. Lenz dankte ihm dafür. „Ich danke Ihnen, mein verehrungswürdiger Freund und Gönner, für die unangenehme Bemühung, die Sie meinethalben übernommen, und versichere, dass mir eine Ordre wie die, auch wenn ich sie verdient, durch die Hand, die sie mir überbrachte, versüsst worden wäre. Da ich aber nach meiner Ueberzeugung erst gehört werden müsste, ehe man mich verdammt und meine Ehre, die mir lieber als tausend Leben ist, mich durch Annehmung dessen, was Sie mir von unbekannter Hand hinzugelegt eines mir unbewussten Verbrechens schuldig zu bekennen, nimmermehr erlauben wird, so verzeihen Sie, dass ich diese beigefügte Gnade nicht annehmen, sondern um Gerechtigkeit bitten darf. Es ist nicht seit heute, dass (Am Rande:) Hier ein kleines Pasquill, das ich Goethen zuzustellen bitte, mit der Bitte, es von Anfang — bis zu Ende zu lesen.“

Am 29. November schreibt er noch an Herzog Karl August: „Votre Altesse dans sa dernière a paru vouloir m'exiler de Weymar pour un plus long temps encore. J'ai obéi, je la remercie de la lettre dont Elle a daigné m'adoucir cette peine. J'y vois des lueurs d'espérance qu'Elle ne quittera pas un projet dont l'exécution fera le plus sensible charme de ma vie. Non obstant les doutes que Mr. de Einsiedel m'ait excités sur ce sujet; en regardant l'adorable“

Einige Anhaltspunkte über die Ursachen des Bruches gibt der Brief, den Lenz an Herder schreibt: „Es freut mich, bester Herder! dass ich eine Gelegenheit finde, Abschied von dir zu nehmen. Freilich traurig genug, kaum gesehen und gesprochen, ausgestossen aus dem Himmel als ein Landläufer, Rebell, Pasquillant. Und doch waren zwei Stellen in diesem Pasquill, die Goethe sehr gefallen haben würden, darum schickt ich's dir. Wie lange werdt ihr noch an Form und Namen hängen.

Ich gehe, sobald man mich fortwinkt, in den Tod, aber nicht, sobald man mich herausdrücken will. Hätt' ich nur Goethens Winke eher verstanden. Sag ihm das.

Wie soll ich dir danken für deine Vorsprache beim Herzog. Er wird mein Herr immer bleiben, wo ich auch sei, ohne Ordres und Ukasen. Wollte Gott, ein Schatten von mir bliebe in seinem Gedächtniss, wie er und sein ganzes leutseliges Wesen nimmer aus dem meinigen verschwinden wird. Ich weiss, diese Versicherung ist ihm lieber als ein Danksagungsschreiben. Wolltest du ihn mündlich bitten, mir huldreichst zu verzeihen, dass ich seine Bücher solange gehabt und gebraucht, und dass ich die Dreistigkeit habe, ihn untätigst nur um einen Aufschub von einem Tage zu bitten — ich will gleich eine Supplique beilegen —, um in dem einen aus dem Archiv die grossen Züge seines eigenen Charakters in denen seines grossen Ahnherrn Bernhard zu Ende studieren zu können. Schick doch diesen Brief sogleich ihm hin, ich flehe, der vorige hat Effekt getan, wofür ich tausendmal danke. Er wird mir diese letzte Gnade nicht abschlagen, wenn ihm Goethe für die Reinheit meiner Absichten Bürge ist. Und er wird es sein, so sehr ich ihn beleidigt habe. Ich dachte nicht, dass es so plötzlich aus sein sollte und hatte mir meine süssesten Arbeiten aufgespart. Diese Gelegenheit ist hernach auf immer für mich verloren. Nur ein einziger Tag — —“

Demnach müssen in dem Pasquill Dinge gestanden haben, durch die Goethe und der Weimarer Hof sich beleidigt fühlten. Dass Goethe von diesen Dingen sehr betroffen wurde, sagt uns sein Brief vom 1. 12. 76 an Frau von Stein. „Lenz hat mir weggehend noch diesen Brief an Herzogin Luise offen zugeschickt. Uebergeben Sie ihn, liebe Frau! Die ganze Sache reisst so an meinem Innersten, dass ich erst daran wieder spüre, dass es tüchtig ist und was aushalten kann.“

Welcher Art sonst die Dummheiten und Eselein Lenzens in Weimar gewesen sind, erfahren wir aus einem Brief, den Karamsin am 22. 7. 1789 aus Weimar an Pleschtschew schreibt: „Man erzählt mir hier verschiedene Anekdoten von unserem Lenz. Er war hierher zu Goethe, seinem Freunde, gekommen, der mit ihm in Strassburg studiert hatte

und damals schon am Weimarschen Hofe war. Man hatte ihn als einen begabten Menschen freundlich aufgenommen, bemerkte aber bald grosse Souderlichkeiten an ihm. So erschien er z. B. auf einem Hofball im Domino, in einer Maske und einem Hute, und als sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte und alle vor Erstaunen ausser sich waren, ging er ruhig auf eine bekannte Dame zu und engagierte sie zum Tanz. Der junge Herzog war ein Freund von Scherzen und amüsierte sich über diesen ergötzlichen Auftritt, der ihm das Vergnügen eines herzlichen Gelächters verschaffte; aber die Herren und Damen des Weimarer Hofes hätten den frechen Lenz am liebsten gleich geköpft. — Gleich nach seiner Ankunft zeigte sich Lenz in alle jungen, hübschen Damen verliebt und verfasste auf jede von ihnen Liebeslieder. Die junge Herzogin trauerte damals über den Tod ihrer Schwester; bei diesem Anlass dichtete er herrliche Verse, konnte aber dabei nicht unterlassen, sich mit Ixion zu vergleichen, der es gewagt hatte, zu Jupiters Gattin seine Augen zu erheben. — Einmal begegnete er der Herzogin vor der Stadt, und statt sich ehrfurchtsvoll zu verbeugen, fiel er mit emporgehobenen Armen auf die Kniee und liess sie so an sich vorbeifahren. Am andern Tage sandte Lenz an alle seine Bekannten ein Blatt, auf welchem die Herzogin und er in dieser Situation abgebildet waren. — Aber weder die Poesie noch die Liebe konnte ihn vollständig in Anspruch nehmen. Er fand noch Zeit, an Reformen zu denken, die seiner Meinung nach im Heere seiner Durchlaucht unumgänglich notwendig waren, und reichte zu diesem Zwecke dem Herzog verschiedene Projekte auf grossen Bogen ein. — Bei alledem duldete man ihn in Weimar und die Damen fanden Gefallen an ihm. Aber schliesslich veruneinigte sich Goethe mit ihm und nötigte ihn, Weimar zu verlassen.“

Dieses auffallende Benehmen des Dichters berechtigt uns wohl zu der Annahme, dass der Beginn seiner geistigen Erkrankung in die Weimarer Zeit zu verlegen ist. Einen anderen Beleg für diese Annahme finden wir bei Stoëber, der u. a. erwähnt, dass ein Brief Lenzens, den er am 23. November 1776 aus Kochberg an Salzmann schrieb, eine ganz andere Schrift zeigte, als die Briefe vorher: „Die Schrift in diesem Briefe ist eine ganz veränderte und von derjenigen der vorigen dadurch unterschieden, dass sie etwas mehr gezogen und flüchtig ist, während jene gedrängter und kleiner ist.“

Auch Goethe war eine Veränderung in der Persönlichkeit des Dichters aufgefallen. So schreibt er an Merck: „Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind. Wir wiegen und tänzeln ihn, und geben und lassen ihm von Spielzeug, was er will.“

Dass Goethe in Strassburg nichts Krankhaftes in Lenzens Benehmen gefunden hat, beweist, was er im elften Kapitel von Dichtung und Wahrheit von ihm sagt: „Wir sahen uns selten, seine Gesellschaft war nicht die meine, aber wir suchten doch Gelegenheit, uns zu treffen, und teilten uns einander gern mit, weil wir, als gleichzeitige Jünglinge, ähnliche Gesinnungen hegten. Klein, aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist; einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache und ein Betragen, das zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anstand. Kleinere Gedichte, besonders seine eigenen, las er sehr gut vor und schrieb eine fließende Hand. Für seine Sinnesart wüsste ich nur das englische Wort „whimsical“, welches, wie das Wörterbuch aufweist, gar manche Seltsamkeiten in einem Begriff zusammenfasst. Niemand war vielleicht deshalb fähiger als er, die Ausschweifungen und Auswüchse des Shakespeareschen Genies zu empfinden und nachzubilden.“

Eine ähnliche Schilderung über Lenz finden wir in dem Briefe von Werthes an F. H. Jakobi vom 18. Oktober 1774: „. So weit war ich gekommen, als der Verfasser des Hofmeisters, H. L., so klein und bescheiden in mein Zimmer herein kam, als ob er nichts weniger wäre, und alles eher, als der Verfasser des Hofmeisters. Ein feines zugespitztes Gesichtchen, ein scharfer, stilllauernder Blick und die liebe Mutter Natur im Herzen und auf der Zunge. Ein Shakespearescher Amor, den ich in den Jakobischen Zirkel hineinzaubern würde, wenn ich könnte. Sein Geist mag ein Bruder von Goethes Geist sein, aber für seinen Zwillingsbruder lasse ich ihn, aber auch nicht nach der Loloischen Genealogie, gelten. Er ist sein jüngeres Brüderchen, Fleisch von seinem Fleisch und Geist von seinem Geist, nur alles wie mich dünkt, in kleinere Form gegossen.“

Wenn wir die Briefe an und über Lenz, die vor der geistigen Erkrankung des Dichters geschrieben sind, durchgehen, so finden wir fast alle voll des Lobes über ihn. Selbst Männer, die ihm weniger gewogen waren, erkennen seinen Wert an. So schreibt am 10. Juli 1776 Lavater an Wieland, der sich durch „die Wolken“ von Lenz gekränkt fühlen musste: „Ueber Lenzen, fürchte ich, haben Sie ein wahres Wort gesagt. Er hat zu wenig Vernunft, zu wilde Stosskraft, um jemals ein ganzer Dichter zu werden. Sonst Genie, wie wenige — aber Wielands Philosophie und Grazie fehlt ihm zu augenscheinlich“.

Ungefähr ein Jahr zuvor, am 7. Oktober 1775, lobt ihn Lavater in einem Briefe an Herder noch uneingeschränkter: „Lenz ist ein trefflicher Junge; etwas mehr Geschmack und mehr Festigkeit zu rasonnieren, und der Mann wäre unzählbar. Ich kenne ihn persönlich. Eines von den Gesichtern, das nicht zu zeichnen ist. Es ist ein Zappeln des Genies in seiner kleinen Figur! Du kannst dich auf seine Seele verlassen, ob er gleich Etourderieen ausspricht“.

Wie günstig sonst Lavater über Lenz dachte, finden wir in einem Briefe Pfenningers an Lenz vom 1. September 1774: „. Lavater ist höchst vergnügt von seiner Reise zurückgekommen er spricht mit Enthusiasmus von Lenzen“.

Wie schon erwähnt, hatte Lenz Wieland durch seine Arbeit „Die Wolken“ gegen sich eingenommen. Goethe schreibt am 15. 9. 1774 an Sophie la Roche: „. Lenz versöhnt sich ihm (Wieland) nicht, und Lenz ist ein gefährlicher Feind für ihn, er hat mehr Genie als Wieland, obwohl weniger Ton und Einfluss“. Wie Wieland selbst über Lenz später dachte, mögen die beiden folgenden Briefe dartun. Am 10. 5. 1776 sagt er in einem Briefe an F. H. Jakobi: „Lenz ist noch hier; ein guter Junge; macht alle Tage regelmässig seinen dummen Streich und wundert sich denn darüber, wie eine Gans, wenn sie ein Ei gelegt hat.“ Und am 13. 1. 1777, also zu einer Zeit, wo wir es schon mit dem kranken Lenz zu tun haben, schreibt er an Merck: „Lenz ist ein heteroklites Geschöpf; gut und fromm wie ein Kind, zugleich voller Affenstreiche, daher er oft ein schlimmerer Kerl sein könnte, als er ist und zu sein Vermögen hat. Er hat viel Imagination und keinen Verstand, viel pruritus und wenig wahre Zeugungskraft; möchte immer was beginnen und wirken, und weiss nichts, und richtet, wie die Kinder, mancherlei Unheil an, ohne Bosheit, bloss, weil er nichts anderes zu tun weiss. Uebrigens bitte ich Sie doch, weil es unmöglich ist, ohne selbst hier zu sein und lange hier zu sein, in unserer Sache klar zu sehen, auch von Lenzen lieber milde als strenge zu urteilen“.

Vielleicht etwas zu scharf erscheint im Hinblick auf diese Urteile das, was Goethe im 14. Buch von Dichtung und Wahrheit über Lenz sagt: „. . . aber ein individueller Zuschnitt unterschied ihn von allen übrigen, die man durchaus für offene redliche Seelen anerkennen musste. Er hatte nämlich einen entschiedenen Hang zur Intrigue, und zwar zur Intrigue an sich selbst, ohne dass er eigentliche Zwecke, verständige, selbstische, erreichbare Zwecke dabei gehabt hätte; vielmehr pflegte er sich immer etwas Fratzenhaftes vorzusetzen, und eben deswegen diente es ihm zur beständigen Unterhaltung. Auf diese Weise war er zeit-

lebens ein Schelm in der Einbildung, seine Liebe wie sein Hass waren imaginär, mit seinen Vorstellungen und Gefühlen verfuhr er willkürlich, damit er immerfort etwas zu tun haben möchte. Durch die verkehrtesten Mittel suchte er seinen Neigungen und Abneigungen Realität zu geben und vernichtete sein Werk immer selbst; und so hat er niemandem, den er liebte, jemals genützt, niemand, den er hasste, jemals geschadet, und im ganzen schien er nur zu sündigen, um sich zu strafen, nur zu intriguierten, um eine neue Fabel auf eine alte pflöpfen zu können.

Aus wahrhafter Tiefe, auf unerschöpflicher Produktivität ging sein Talent hervor, in welchem Zartheit, Beweglichkeit und Spitzfindigkeit miteinander wetteiferten, das aber, bei all seiner Schönheit, durchaus kränkelte, und gerade diese Talente sind am schwersten zu beurteilen. Man konnte in seinen Arbeiten grosse Züge nicht verkennen, eine liebliche Zärtlichkeit schleicht sich durch zwischen den albernsten und barockesten Fratzen, die man selbst einem so gründlichen und anspruchlosen Humor, einer wahrhaft komischen Gabe, kaum verzeihen kann. Seine Tage waren aus lauter Nichts zusammengesetzt, dem er durch seine Rührigkeit eine Bedeutung zu geben wusste, und er konnte um so mehr viele Stunden verschleudern, als die Zeit, die er zum Lesen anwendete, ihm bei einem glücklichen Gedächtnis immer viel Frucht brachte und seine originelle Denkweise mit mannigfaltigem Stoff bereicherte.“ Und später heisst es in diesem Abschnitt: „ Die Poesie, die er in das Gemeinste zu legen wusste, setzt mich oft in Erstaunen, so dass ich ihn dringend bat, den Kern dieses weitschweifigen Abenteuers geistreich zu befruchten und einen kleinen Roman daraus zu bilden; aber es war nicht seine Sache, ihm konnte nicht wohl werden, als wenn er sich grenzenlos im einzelnen verfloß und sich an seinem unendlichen Faden ohne Absicht hinspann“. Zur Beurteilung Lenzens soll an dieser Stelle besonders erwähnt werden, dass zwei Frauen — Friderike Brion und Charlotte von Stein — die in Goethes Leben eine bedeutende Rolle gespielt hatten, auch zeitweise mehr als Interesse für Lenz gezeigt hatten.

Als Lenz von Weimar fort musste (am 1. 12. 1776), war sein erstes Asyl Emmendingen, wo er sich bei Cornelia Schlosser, Goethes Schwester, erholte; aber eine innere Unruhe liess ihn nirgends lang verweilen; er ging nach Kolmar zu Konrad Pfeffel, wo er einen günstigen Eindruck hinterliess. Pfeffel schreibt darüber an Sarasin am 24. 1. 1777: „Lenz war 8 Tage bei uns, ein lebenswürdiger Junge, {der hundertmal mehr ist als er scheint.“ Seine krankhafte Ruhelosigkeit trieb ihn weiter nach Münster, Basel und nach Emmendingen zurück. Schon im April 1777 ging er wieder von Emmendingen über das Höllental nach Schaff-

hausen; am 4. Mai ist er in Zürich bei Lavater; mit dem wandert er nach Schinznach, ersteigt dann den St. Gotthardt und taucht in Zürich wieder auf, wo ihn die Nachricht von dem Tode der Cornelia Schlosser erreicht. Diese Nachricht löst einen schweren Erregungszustand bei ihm aus. Anfangs Juli, kaum wiederhergestellt, zieht es ihn nach Emmendingen. Schlosser fürchtete für Lenzens Verstand und überredete ihn, als Gesellschafter und Dolmetscher mit dem Baron Hohenenthal nach Italien zu gehen. Wegen eines Fussleidens des Barons musste die Reise auf halbem Wege aufgegeben werden. Lenz ging zu Lavater nach Zürich. Als sich ihm der Gedanke aufdrängte, er falle Lavater lästig, nahm er wieder seine unruhigen Wanderungen auf. Am 28. 9. schreibt er an Sarasin u. a.: „Ich bin ein Fremder, wie Schlosser sagt, unstet und flüchtig.“ Mitte November kommt er nach Winterthur zu Kaufmann, den er schon Ende November recht verstört verlässt. Elisabeth Kaufmann glaubt, dass diese Unruhe z. T. durch Sorgen hervorgerufen wird. Sie schreibt am 29. 11. an E. Gaupp: „Wer den edlen, guten Jüngling kennt und liebt, trägt gewiss gern etwas zu seiner Ruhe bei — so ist er noch immer gedrückt, dass in die Länge auch sein moralischer Charakter darunter litte — und Sie werden sehen, wie Ruhe und stille Befreiung von Sorgen herrliche Wirkungen in ihm hervorbringen.“ In einer Beilage zu diesem Briefe schreibt Kaufmann selbst: „Beiläufig 300 fl. Geld zur Tilgung alter Schulden, welche aus Not und mehr für andere als für sich gemacht worden. Sowie fast alles hier verzeichnete mangelbar ist, so mangelt alles Uebrige, was ein ehrlich poetischer Kerl sonst noch bedarf. Auch ist nichts von einer Uhr, silbernen Schnalle, Degen oder Hirschfänger etc. vorhanden. Wer Lenz kennt, muss ihn lieben, und wer das sieht, muss mit mir fühlen, dass es für ihn beständige Folter, nagender und zerstörender Gram ist, den er ohne stille Hilfe nicht haben kann. Wer den Verlust fühlt, der helfe, viel oder wenig, so viel und wie er kann: mir selbst, Lenzen für immer unbekannt. Wer helfen will, der helfe bald mit edler Stille.“

Am Weihnachtsabend 1777 kam Lenz in sehr schwerem Erregungszustande nach Sesenheim, wo er das Pfarrhaus besuchte. Hier steigerte sich die Erregung derart, dass er gebunden nach Strassburg gebracht werden musste (vgl. was Goethe darüber sagt: S. 155). In Strassburg nahm sich Roederer seiner liebevoll an. Er entfloh aber dürftig gekleidet und kam nach tagelangem Umherirren mitte Januar 1778 in Waldbach an, wo er als Unbekannter beim Pfarrer Oberlin vorsprach. Ueber seinen Aufenthalt bei Oberlin besitzen wir einen ausführlichen Bericht, der etwas gekürzt hier folge: „Den 20. 1. 1778 kam er hierher.

Ich erkannte ihn nicht. Im ersten Blick sah ich ihn, den Haaren und hängenden Locken nach, für einen Schreinergesellen an; seine freimütige Manier aber zeigte bald, dass mich die Haare betrogen hatten. — „Seien Sie mir willkommen, ob Sie mir schon unbekannt.“ — „Ich bin ein Freund K's, und bringe ein Kompliment von ihm. — „Der Name, wenn's beliebt?“ — „Lenz“ — „Ha, ha, ist er nicht gedruckt?“ (Ich erinnerte mich, einige Dramen gelesen zu haben, die einem Herrn dieses Namens zugeschrieben wurden.) Er antwortete: „Ja, aber belieben Sie mich nicht danach zu beurteilen.“

Wir waren vergnügt untereinander, er zeichnete uns verschiedene Kleider der Russen und Livländer vor, wir sprachen von ihrer Lebensart usw. Wir logierten ihn in das Logierzimmer im Schulhause.

Die darauf folgende Nacht hörte ich eine Weile im Schlaf laut reden, ohne dass ich mich ermuntern konnte. Endlich fuhr ich plötzlich zusammen, horchte, sprang auf, horchte wieder. Da hörte ich mit Schulmeisterstimme laut sagen: Allez donc au lit qu'est ce que ça — hé dans l'eau par un temps si froid! — Allez, allez au lit.

Eine Menge Gedanken durchdrangen sich in meinem Kopf. Vielleicht, dachte ich, ist er ein Nachtwandler und hatte das Unglück in die Brunnbütte zu stürzen, man muss ihm also Feuer, Tee machen, um ihn zu erwärmen und zu trocknen. Ich warf meine Kleider um mich und ging hinunter an das Schulhaus. Schulmeister und seine Frau, noch vor Schrecken blass, sagten mir: Herr Lenz hätte die ganze Nacht nicht geschlafen, wäre hin und her gegangen, aufs Feld hinter dem Hause, wieder herein, endlich hinunter an den Brunnentrog, steckte die Hände ins Wasser, stieg auf den Trog, stürzte sich hinein, und platscherte wie eine Ente; sie, Schulmeister und seine Frau, hatten gefürchtet, er wolle sich ertränken, riefen ihm zu, er solle wieder aus dem Wasser, sagte, er wäre gewohnt sich im kalten Wasser zu baden, und ging wieder auf sein Zimmer. — Gottlob, sagte ich, dass es weiter nichts ist; Herr K. liebt das kalte Bad auch, und Herr L. ist ein Freund von Herrn K.

Das war für uns alle der erste Schreck; ich eilte zurück, um meine Frau auch zu beruhigen.

Von dem an verrichtete er sein Baden, auf meine Bitte, mit mehrerer Stille.

Den 21. ritt er mit mir nach Belmont, wo wir die allgemeine Grossmutter, die 176 Abstammlinge erlebt, begruben. Daheim kommunizierte er mir mit einer edeln Freimütigkeit, was ihn an meinem Vortrag usw. missfallen; wir waren vergnügt beieinander, es war mir wohl bei ihm, er zeigte sich in allem als ein lebenswürdiger Jüngling . . .

Herr L., nachdem er die Schulen der Conductrices und anderes in Augenschein genommen, und er mir seine Gedanken freimütig über alles mitgeteilt, äusserte mir seinen Wunsch, für mich zu predigen. Ich fragte ihn, ob er der Theolog wäre, von dem mir Herr K. hätte sagen lassen. „Ja“, sagte er, und ich liess es mir um obiger Ursachen willen gefallen; es geschah den darauf folgenden Sonntag, den 25. Ich ging vor den Altar, sprach die Absolution, und Herr L. hielt auf der Kanzel eine schöne Predigt, nur mit etwas zu vieler Erschrockenheit. Herr K. war mit seiner Braut auch in der Kirche. Sobald er konnte, bat er mich mit ihm besonders zu gehen, und fragte mich mit bedeutender Miene, wie sich Herr L. seitdem betragen und was wir miteinander gesprochen hätten. Ich sagte ihm, was ich noch davon wusste; Herr K. sagte, es wäre gut. Bald darauf war er auch mit Herrn L. allein. Es kam mir dies alles etwas bedenklich vor, wollte da nicht fragen, wo ich sah, dass man geheimnisvoll wäre, nahm mir aber vor, meinen Unterricht weiter zu suchen

. Ueber meine unvermutete Rückkunft war Herr L. betroffen und etwas bestürzt, meine Frau aber entzückt, und bald darauf, nach einiger Unterredung auch Herr L.

Ich hörte, dass in meiner Abwesenheit vieles, auf Herrn L.'s Umstände Passendes und Nützliches gesprochen worden, ohngeachtet meine Frau die Umstände selbst, die ich erst auf meiner Reise erfuhr, nicht wusste.

Ich erfuhr ferner, dass Herr L. nach vorhergegangenen eintägigem Fasten, Bestreichung des Gesichts mit Asche, Begehrung eines alten Sackes, den 3. Hornung ein zu Fonday soeben verstorbenes Kind, das Friderike hiess, aufwecken wollte, welches ihm aber fehlgeschlagen.

Er hatte eine Wunde am Fusse hierher gebracht, die ihn hinken machte und ihn nötigte, hier zu bleiben. Meine Frau verband sie ihm täglich, und man konnte baldige Heilung hoffen. Durch das unruhige Hin- und Herlaufen aber, da er das Kind erwecken wollte, verschlimmerte sich die Wunde so sehr, dass man die Entzündung mit erweichenden Aufschlägen wahren musste. Auf unsere und Herrn K.'s häufige Vorstellung hat er sein Baden eingestellt, um die Heilung der Wunde zu befördern. In der Nacht aber, zwischen dem 4. und 5. Hornung, sprang er wieder in den Brunnentrog, mit heftiger Bewegung, um, wie er nachher gestand, die Wunde aufs Neue zu verschlimmern.

Seit Herr K.'s Besuch, logierte L. nicht mehr im Schulhaus, sondern bei uns in dem Zimmer über der Kinderstube. Den Tag hindurch war er auf meinem Zimmer, wo er sich mit Zeichnen und Malen der Schweizergegenden, mit Durchblättern und Lesen der Bibel, mit Predigt-schreiben und Unterordnen mit meiner Frau beschäftigte.

Den 5. Hornung kam ich von meiner Reise zurück; er war, wie ich oben gesagt, anfangs darüber bestürzt, und bedauerte sehr, dass ich nicht in der Schweiz gewesen. Ich erzählte ihm, dass Herr Hofrat Pfeffel die Landgeistlichen so glücklich schätzt und ihren Stand beneidenswert hält, weil er so unmittelbar zur Beglückung des Nächsten aufweckt. Es machte Eindruck auf ihn. Ich bediente mich dieses Augenblicks ihn zu ermahnen, sich dem Wunsche seines Vaters zu unterwerfen, sich mit ihm auszusöhnen usw.

Da ich bei manchen Gelegenheiten wahrgenommen, dass sein Herz von fürchterlicher Unruhe gemartert wurde, sagte ich ihm, er würde sodann wieder zur Ruhe kommen, und schwerlich eher, denn Gott wüsste seinem Worte: „Ehre Vater und Mutter“ Nachdruck zu geben usw.

Alles, was ich sagte, waren nur meistens Antworten auf abgebrochene, oft schwer zu verstehende Worte, die er in grosser Beklemmung seines Herzens ausstieß. Ich merkte, dass er bei Erinnerung getaner, mir unbekannter Sünde schauderte, an der Möglichkeit der Vergebung verzweifelte; ich antwortete ihm darauf, er hob seinen niederhängenden Kopf auf, blickte gen Himmel, rang die Hände, und sagte: „Ach! ach! göttlicher Trost — ach göttlich, o — ich bete — ich bete an!“ Er sagte nur sodann ohne Verwirrung, dass er nun Gottes Regierung erkenne und preise, die mich sobald, ihn zu trösten, wieder heimgeführt.

Ich ging im Zimmer hin und her, packte aus, legte in Ordnung, stellte mich zu ihm hin. Er sagte mit freundlicher Miene: „Bester Herr Pfarrer, können Sie mir doch nicht sagen, was das Frauenzimmer macht, dessen Schicksal mir so zentnerschwer auf dem Herzen liegt?“ Ich sagte ihm, ich wisse von der ganzen Sache nichts, ich wolle ihm in allem, was ihn wahrhaft beruhigen könnte, aus allen Kräften dienen, er müsse mir aber Ort und Personen nennen. Er antwortete nicht, stand in der erbärmlichsten Stellung, redete gebrochene Worte: „Ach! ist sie tot? Lebt sie noch? — Der Engel, sie liebte mich — ich liebte sie, sie war es würdig — o, der Engel! Verfluchte Eifersucht! ich habe sie aufgeopfert — sie liebte noch einen anderen — aber sie liebte mich — ja herzlich — aufgeopfert — die Ehe hatte ich ihr versprochen, hernach verlassen — o, verfluchte Eifersucht — O, gute Mutter! auch die liebte mich, — ich bin euer Mörder.“

Ich antwortete, wie ich konnte, sagte ihm unter anderem, vielleicht lebten diese Personen alle noch, und vielleicht vergnügt, es mag sein, wie es wolle, so könnte und würde Gott, wenn er sich zu ihm bekehrt haben würde, diesen Personen auf sein Gebet und Tränen, so viel Gutes erweisen, dass der Nutzen, den sie sodann von ihm hätten, den Schaden,

so er ihnen zugefügt, leicht und vielleicht weit überwiegen würde. — Er wurde jedoch nach und nach ruhiger und ging an sein Malen.

Herr C. hatte mir zu Enmendingen einige in Papier gepackte Gerten nebst einen Brief für ihn mitgegeben. Eines Males kam er zu mir, auf der linken Schulter hatte er ein Stück Pelz, so ich, wenn ich mich der Kälte lange aussetzen muss, auf den Leib zu legen gewohnt bin. In der Hand hielt er noch die eingepackten Gerten; er gab sie mir, mit Begehren, ich solle ihn damit herumschlagen. Ich nehme die Gerten aus der Hand, drücke ihm einige Küsse auf den Mund und sagte: Dies wären die Streiche, die ich ihm zu geben hätte, er möchte ruhig sein, seine Sachen mit Gott allein ausmachen; alle möglichen Schläge würden keine einzige seiner Sünden tilgen, dafür hätte Jesus gesorgt, zu dem möchte er sich wenden. Er ging.

Beim Nachtessen war er etwas tiefsinnig. Doch sprachen wir von allerlei. Wir gingen endlich vergnügt aneinander und zu Bett. Um Mitternacht erwachte ich plötzlich, er rannte durch den Hof, rief mit harter, etwas hohler Stimme einige Silben, die ich nicht verstand, seitdem ich aber weiss, dass seine Geliebte Friederike hiess, kommt es mir vor, als ob es dieser Name gewesen wäre, mit äusserster Schnelle, Verwirrung und Verzweiflung ausgesprochen. Er stürzte sich wie gewöhnlich in den Brunnentrog, patschte drin, wieder heraus und hinauf auf sein Zimmer, wieder herunter in den Trog, und so einige Male — endlich wurde es still. Meine Mägde, die in dem Kinderstübchen unter ihm schliefen, sagten, sie hatten oft, insonderheit aber in selbiger Nacht, ein Brummen gehört, dass sie mit nichts, als mit dem Ton einer Haber-geise zu vergleichen wüssten. Vielleicht war es sein Winseln mit hohler, fürchterlicher, verzweifelnder Stimme.

Freitag den 6., den Tag nach meiner Zurückkunft, hatte ich beschlossen, nach Rothau zu Herrn Pfarrer Schweighäuser zu reisen. Meine Frau ging mit. Sie war schon fort, und ich im Begriff, auch fortzureisen. Aber welch ein Anblick! Man klopft an meine Türe, und Herr L. tritt herein mit vorwärts gebogenem Leibe, niederwärts hängendem Haupt, das Gesicht über und über und das Kleid hier und da mit Asche beschmiert, mit der rechten Hand an dem linken Arm haltend. Er bat mich, ihm den Arm zu ziehen, er hätte ihn verrenkt, er hätte sich vom Fenster hinuntergestürzt, weil es aber niemand gesehen, möchte ich es auch niemanden sagen.

Ich tat, was er wollte, und schrieb eilends an Sebastian Scheidecker, Schullehrer von Lellefesse, er solle herunterkommen, Herrn L . . . zu hüten. Ich eilte fort. Sebastian kam und richtete seine Kommission unvergleichlich aus, stellte sich, als wenn er mit uns hätte reden wollen,

sagte ihm, dass, wenn er wüsste, dass er ihm nicht überlästig oder von etwas abhielte, wünschte er sehr, einige Stunden in seiner Gesellschaft zu sein. Herr L . . . nahm es mit besonderem Vergnügen an und schlug einen Spaziergang nach Fonday vor — gut. Er besuchte das Grab des Kindes, das er hatte erwecken wollen, kniete zu verschiedenen Malen nieder, küsste die Erde des Grabes, schien betend, doch mit grosser Verwirrung, riss etwas von der auf dem Grabe stehenden Krone ab als ein Andenken, ging wieder zurück gen Waldersbach. Kehrt wieder um, und Sebastian immer mit. Endlich mochte Herr L . . . die Absicht seines Begleiters erraten; er suchte Mittel, ihn zu entfernen. Sebastian schien ihm nachzugeben, fand aber heimlich Mittel, seinen Bruder Martin von der Gefahr zu benachrichtigen, und nun hatte Herr L . . . zwei Aufseher statt einen. Er zog sie wacker herum; endlich ging er nach Waldersbach zurück, und da sie nahe am Dorf waren, kehrte er wie ein Blitz um, und sprang, ungeachtet seiner Wunde am Fuss, wie ein Hirsch gen Fonday zurück. Sebastian kam zu uns, um das Vorgegangene zu berichten, und sein Bruder setzte dem Kranken nach. Indem er ihn zu Fonday suchte, kamen zwei Krämer und erzählten ihm, man hätte in einem Hause einen Fremden gebunden, der sich für einen Mörder ausgäbe und der Justiz ausgeliefert sein wollte, der aber gewiss kein Mörder sein könne. Martin lief in das Haus und fand es so, ein junger Mensch hatte ihn, auf sein ungestümes Anhalten, in der Angst gebunden. Martin band ihn los und brachte ihn glücklich nach Waldersbach. Er sah verwirrt aus, da er aber sah, dass ich ihn wie immer freundschaftlich und liebevoll empfing und behandelte, bekam er wieder Mut, sein Gesicht veränderte sich vorteilhaft, er dankte seinen beiden Begleitern freundlich und zärtlich, und wir brachten den Abend vergnügt zu.

Ich bat ihn inständig, nicht mehr zu baden, die Nacht ruhig im Bette zu bleiben, und wenn er nicht schlafen könne, sich mit Gott zu unterhalten usw. Er versprach's, und wirklich tat er's die folgende Nacht; unsere Mägde hörten ihn fast die ganze Nacht durch beten.

Den folgenden Morgen, Samstag den 7., kam er mit vergnügter Miene auf mein Zimmer. Ich hoffte, wir würden bald am Ende unserer gegenseitigen Qual sein, aber leider, der Erfolg zeigte was anderes.

Nachdem wir Verschiedenes gesprochen hatten, sagte er mir mit ausnehmender Freundlichkeit: „Liebster Herr Pfarrer, das Frauenzimmer, von dem ich Ihnen sagte, ist gestorben, ja gestorben, o, der Engel!“ — Woher wissen Sie das? — „Hieroglyphen — Hieroglyphen —“ und dann gen Himmel geschaut und wieder: „Ja — gestorben — Hieroglyphen!“ Er schrieb einige Briefe, gab mir sie sodann zu, mit der Bitte, ich möchte noch selbst einige Zeilen darunter setzen.

Ich hatte mit einer Predigt zu tun und steckte die Briefe indessen in meine Tasche. In dem einen an eine adelige Dame in W. schien er sich mit Abodema zu vergleichen; er redete von Abschied. — Der Brief war mir unverständlich, auch hatte ich nur einen Augenblick Zeit ihn zu übersehen, eh' ich ihn von mir gab. In dem anderen, an die Mutter seiner Geliebten, sagte er, er könne ihr diesmal nicht mehr sagen, als dass ihre Friedericke nun ein Engel sei, und sie würde Satisfaktion bekommen.

Der Tag ging vergnügt und gut hin. Gegen Abend wurde ich nach Bellefosse zu einem Patienten geholt. Da ich zurückkam, kam mir Herr L. entgegen. Es war gelind Wetter und Mondschein. Ich bat ihn, nicht weit zu gehen und seines Fusses zu schonen. Er versprach's.

Ich war nun auf meinem Zimmer und wollte ihm jemand nachschicken, als ich ihn die Stiege herauf in sein Zimmer gehen hörte. Einen Augenblick nachher platzte etwas im Hof mit so starkem Schall, dass es mir unmöglich von dem Fall eines Menschen herkommen zu können schien. Die Kindsmagd kam todtblass und am ganzen Leibe zitternd zu meiner Frau: Herr L... hätte sich zum Fenster hinausgestürzt. Meine Frau rief mir mit verwirrter Stimme — ich sprang heraus, und da war Herr L... schon wieder in seinem Zimmer.

Ich hatte nur einen Augenblick Gelegenheit meiner Magd zu sagen: *Vite, chez l'homme juré, qu'il me donne deux hommes*“, und hierauf zu Herrn Lenz.

Ich führte ihn mit freundlichen Worten auf mein Zimmer; er zitterte vor Frost am ganzen Leibe. Am Oberleib hatte er nichts an als das Hemd, welches zerrissen und samt der Unterkleidung über und über kotig war. Wir wärmten ihm ein Hemd und Schlafrock und trockneten die seinigen. Wir fanden, dass er in der kurzen Zeit, die er ausgegangen war, wieder versucht haben, sich zu ertränken, aber Gott hatte auch da wieder gesorgt. Seine Kleidung war durch und durch nass.

Nun dachte ich, hast du mich genug betrogen, nun musst du betrogen, nun ist's aus, nun musst du bewacht sein. Ich wartete mit grösster Ungeduld auf die zwei begehrten Mann. Ich schrieb indessen an meiner Predigt fort und hatte Herrn L. am Ofen, einen Schritt weit von mir, sitzen. Keinen Augenblick traute ich mich von ihm, ich musste harren. Meine Frau, die um mich besorgt war, blieb auch. Ich hätte so gerne wieder nach den begehrten Männern geschickt, konnte aber durchaus nicht mit meiner Frau oder sonst jemand davon reden, laut hätte er's verstanden, heimlich, das wollten wir nicht, weil die geringste Gelegenheit zu Argwohn auf solche Personen allzu heftig Ein-

druck macht. Um $\frac{1}{2}9$ gingen wir zum Essen; es wurde, wie natürlich, wenig geredet; meine Frau zitterte vor Schrecken und Herr L . . . vor Frost und Verwirrung.

Nach kaum viertelstündigem Zusammensein fragte er mich, ob er nicht hinauf auf mein Zimmer dürfte. — Was wollen Sie machen mein Lieber? — etwas lesen — gehen Sie in Gottes Namen; — er ging, und ich, mich stellend, als ob ich genug gegessen, folgte ihm.

Wir sassen; ich schrieb, er durchblätterte meine französische Bibel mit furchtbarer Schnelle und ward endlich stille. Ich ging einen Augenblick in die Stubkammer, ohne im allergeringsten mich aufzuhalten, nur etwas zu nehmen, das in dem Pult lag. Meine Frau stand inwendig in der Kammer an der Tür und beobachtete Herrn L . . .; ich fasste den Schritt wieder herauszugehen, da schrie meine Frau mit grässlicher, hohler, gebrochener Stimme: „Herr Jesus, er will sich erstechen!“ In meinem Leben habe ich keinen solchen Ausdruck eines tödlichen, verzweifelten Schreckens gesehen, als in dem Augenblick, in den verwilderten, grässlich verzogenen Gesichtszügen meiner Frau.

Ich war draussen. — Was wollen Sie doch immer machen, mein Lieber? — Er legte die Schere hin. — Er hatte mit scheusslich starrem Blick umhergeschaut, und da er niemand in der Verwirrung erblickte, die Schere still an sich gezogen, mit fest zusammengezogener Faust sie gegen das Herz gesetzt, alles dies so schnell, dass nur Gott den Stoss so lange aufhalten konnte, bis das Geschrei meiner Frau ihn erschreckte und etwas zu sich selber brachte. Nach einigen Augenblicken nahm ich die Schere, gleichsam als in Gedanken und wie ohne Absicht auf ihn, hinweg; dann, da er mich feierlich versichern wollte, dass er sich nicht damit umzubringen gedacht hätte, wollte ich nicht tun, als wenn ich ihm garnicht glaubte.

Weil alle vorigen Vorstellungen wider seine Entleibungssucht nichts bei ihm gefruchtet hatten, versuchte ich's auf eine andere Art. Ich sagte ihm: „Sie waren bei uns durchaus ganz fremd, wir kannten Sie ganz und gar nicht, Ihren Namen haben wir ein einzig Mal aussprechen hören, ehe wir sie gekannt, wir nahmen Sie mit Liebe auf, meine Frau pflegte Ihren kranken Fuss mit so grosser Geduld, und Sie erzeigen uns so viel Böses, stürzen uns aus einem Schrecken in den anderen. — Er war gerührt, sprang auf, wollte meine Frau um Verzeihung bitten; sie aber fürchtete sich nun noch so viel vor ihm, sprang zur Türe hinaus; er wollte nach, sie aber hielt die Türe zu. — Nun jammerte er, er hätte meine Frau umgebracht, das Kind umgebracht, so sie trage; alles, alles bringe er um, wo er hinkäme. — Nein, mein Freund, meine

Frau lebt noch, und Gott kann die schädlichen Folgen des Schreckens wohl hemmen, auch würde ihr Kind nicht davon sterben noch Schaden leiden. — Er wurde wieder ruhiger. Es schlug bald 10 Uhr. Indessen hatte meine Frau in der Nachbarschaft um schleunige Hilfe geschickt. Man war in den Betten, doch kam der Schulmeister, tat, als ob er mich etwas zu fragen hätte, erzählte mir etwas aus dem Kalender, und Herr L . . . , der indessen wieder munter wurde, nahm auch Teil am Diskurs, wie wenn durchaus nichts vorgefallen wäre.

Endlich winkte man mir, dass die zwei begehrten Männer angekommen — wie war ich froh! Es war Zeit. Eben begehrte Herr L . . . zu Bette zu gehen. Ich sagte ihm: „Lieber Freund, wir lieben Sie, Sie sind davon überzeugt, und Sie lieben uns, dass wissen wir ebenso gewiss. Durch Ihre Entleibung würden Sie Ihren Zustand verschlimmern, nicht verbessern, es muss uns also an Ihrer Erhaltung gelegen sein. Nun aber sind Sie, wenn Sie die Melancholie überfällt, Ihrer nicht Meister; ich habe daher zwei Männer gebeten, in Ihrem Zimmer zu schlafen (wachen dachte ich), damit Sie Gesellschaft, und wo es nötig, Hilfe hatten.“ Er liess sich's gefallen.

Man wundere sich nicht, dass ich so sagte und mit ihm umging, er zeigte immer grossen Verstand und ein ausnehmend teilnehmendes Herz; wenn die Anfälle der Schwermut vorüber waren, schien alles so sicher, und er selbst war so liebenswürdig, dass man sich fast ein Gewissen daraus machte, ihm zu argwohnen oder zu genieren. Man setzte noch das zärtlichste Mitleid hinzu, das seine unermessliche Qual, deren Zeuge wir nun so oft gewesen, uns einflössen musste. Denn fürchterlich und höllisch war es, was er ausstand, und es durchbohrte und zerschnitt mir das Herz, wenn ich an seiner Seite die Folgen der Prinzipien, die so manche heutigen Modebücher einflössen, die Folgen seines Ungehorsams gegen seinen Vater, seiner herumschweifenden Lebensart, seiner unzweckmässigen Beschäftigung, seines häufigen Umganges mit Frauenzimmern durchempfinden musste. Es war mir schrecklich, und ich empfand eigene, nie empfundene Marter, wenn er auf den Knien liegend, seine Hand in meine, seinen Kopf auf meinem Knie gestützt, sein blasses, mit kaltem Schweiss bedecktes Gesicht in meinen Schlafrock verhüllt, am ganzen Leibe bebend und zitternd, wenn er so nicht beichtete, aber die Ausflüsse seines gemarterten Gewissens und unbefriedigten Sehnsucht nicht zurückhalten konnte. — Er war mir um so bedauernswerdiger, je schwerer ihm zu seiner Beruhigung beizukommen war, da unsere gegenseitigen Prinzipien einander gewaltig zuwider, wenigstens von einander geschieden.

Nun wieder zur Sache: Ich sagte, er liess sich's gefallen, zwei Männer auf seinem Zimmer zu haben. Ich begleitete ihn hinein. Der eine seiner Wächter durchschaute ihn mit starren, erschrockenen Augen. Um diesen etwas zu beruhigen, sagte ich dem Herrn L. nun vor den zwei Wächtern auf französisch, was ich ihm schon auf meinem Zimmer gesagt hatte, nämlich, dass ich ihn liebte, so wie er mich; dass ich seine Erhaltung wünschte und wünschen müsste, da er selbst sähe, dass ihm die Anfälle seiner Melancholie fast keine Macht mehr über ihn liessen; ich hätte daher diese zwei Bürger gebeten, bei ihm zu schlafen, damit er Gesellschaft und im Fall der Not Hülfe hätte. Ich beschloss dies mit einigen Küssen, die ich dem unglücklichen Jüngling von ganzem Herzen auf den Mund drückte, und ging mit zerschlagenen, zitternden Gliedern zur Ruhe.

Da er im Bett war, sagte er unter Anderem zu seinen Wächtern: „Ecoutez, nous ne voulons point faire de bruit, si vous avez un couteau, donnez — le moi tranquillement et sans rien craindre.“ Nachdem er oft deswegen in sie gesetzt und nichts zu erhalten war, so fing er an, sich den Kopf an die Wand zu stossen. Während dem Schlaf hörten wir ein öfteres Poltern, das uns bald zu-, bald abzunehmen schien, und wovon wir endlich erwachten. Wir glaubten, es wäre auf der Bühne, konnten aber keine Ursache davon erraten. Es schlug drei, und das Poltern währte fort; wir schellten, um ein Licht zu bekommen; unsere Leute waren alle in fürchterlichen Träumen versenkt und hatten Mühe, sich zu ermuntern. Endlich erfuhren wir, dass das Poltern von Herrn L. käme, und zum Teil von den Wächtern, die, weil sie ihn nicht aus den Händen lassen durften, durch Stampfen auf den Boden Hülfe begehrt. Ich eilte auf sein Zimmer. Sobald er mich sah, hörte er auf, sich den Wächtern aus den Händen ringen zu wollen. Die Wächter liessen dann auch nach, ihn festzuhalten. Ich winkte ihnen, ihn frei zu lassen, sass auf seinem Bette, redete mit ihm, und auf sein Begehren für ihn zu beten, betete ich mit ihm. Er bewegte sich ein wenig, und einmals schmiss er seinen Kopf mit grosser Gewalt an die Wand, die Wächter sprangen hinzu und hielten ihn wieder.

Ich ging und liess einen dritten Wächter rufen. Da Herr L. den dritten sah, spottete er ihrer, sie würden drei nicht stark genug für ihn sein.

Ich befahl nun ins Geheime mein Wäglein einzurichten, zu decken, noch 2 Pferde zu suchen zu den meinigen, beschickte Sebastian Scheidecker, Schullehrer von Bellefosse, und Johann David Loby, Schullehrer von Solp, zween verständige und entschlossene Männer und beide von Herrn L. geliebt. Johann Georg Claude, Kirchenpfleger von Waldersbach, kam

auch, es wurde lebendig im Hause, ob es schon noch nicht Tag war. Herr L. merkte was, und so mehr er bald List, bald Gewalt angewendet hatte, los zu kommen, den Kopf zu zerschmettern, ein Messer zu bekommen, so ruhig schien er auf einmal.

Nachdem ich alles bestellt hatte, ging ich zu Herrn L., sagte ihm, damit er bessere Verpflegung nach seinen Umständen haben konnte, hätte ich einige Männer gebeten, ihn nach Strassburg zu begleiten, und mein Wägelchen stünde ihm zu Diensten.

Er lag ruhig, hatte nur einen einzigen Wächter bei sich sitzen. Auf meinen Vortrag jammerte er, bat mich nur noch 8 Tage mit ihm Geduld zu haben (man musste weinen, wenn man ihn sah). Doch sprach er, er wolle es überlegen. Eine Viertelstunde darauf liess er mir sagen: „Ja, er wolle verreisen, stund auf, kleidete sich an, war ganz vernünftig, packte zusammen, dankte jedem, insbesondere auf das zärtlichste auch seinen Wächtern, suchte meine Frau und Mägde auf, die sich vor ihm versteckt und stille hielten, weil kurz vorher noch, so bald er nur eine Weiberstimme hörte oder zu hören glaubte, er in grössere Wut geriet. Nun fragte er nach allen, dankte allen, bat alle um Verzeihung, kurz, nahm von ihnen so rührend Abschied, dass aller Augen in Tränen gebadet stunden.

Und so reiste dieser bedauernswürdige Jüngling von uns ab, mit 3 Begleitern und 2 Fuhrleuten. Auf der Reise wandte er nirgends keine Gewalt an, da er sich übermannt sah; aber wohl List, besonders zu Ensheim, wo sie über Nacht blieben. Aber die beiden Schulmeister erwiderten seine listige Höflichkeit mit der ihrigen, und alles ging vortrefflich wohl aus.“

Ueber diese Zeit besitzen wir noch einen anderen ausführlichen Bericht, der die Angaben Oberlins noch etwas erweitert. Pfeffel schreibt am 25. 2. 1778 an Sarasin: Nun hört, liebe Freunde! Wie Lenz wieder nach Emmendingen kam. Eine tragische Geschichte, die uns das Herz zerrissen hat. Er war, wie Ihr wisst, beim redlichen Pfarrer Oberlin in Steinthal, den Kaufmann nicht einmal von vorneher zu verstehen gegeben, dass es mit dem Kopfe des armen Menschen nicht recht stund. Indem dieser wackere Geistliche bei uns war, besuchte Lenz, der sich durch zwei Predigten und durch seinen liebevollen Umgang alle Herzen gewonnen hatte, ein totkrankes Kind, zu Bellefosse, eine halbe Stunde vom Pfarrdorfe Waldersbach. Ungeachtet keine Hoffnung zum Aufkommen war, weissagte doch L. in einer Art von Geisterung, das Kind würde nicht sterben. Des anderen Tags ging er, vom Schulmeister Scheidecker von Waldersbach begleitet, wieder nach Bellefosse. Unterwegs geriet er in eine heftige Gemütsbewegung, verdoppelte seine

Schritte und kam wenige Augenblicke nach dem Hinscheiden des Kindes bei der Mutter an. Er weinte laut, liess aber gleich darauf alles hinausgehen. Er ward unbemerkt beobachtet. Er tat ein lautes brünstiges Gebet, warf sich auf den Leichnam und versuchte es eine ganze Stunde lang, ihn von den Toten aufzuerwecken. Neue Gebete unterbrachen die Versuche, und als er endlich ihre Eitelkeit einsah, ging er zur Mutter. Es ist geschehen, sprach er, es ist umsonst. Hierauf beschuldigte er die Mutter sehr bitter, ihr Unglaube sei Schuld an der Fruchtlosigkeit des Unternehmens, ging zurück und sagte zum Schulmeister, der ihn begleitete, er, Lenz, habe das Kind vergiftet. Der Schulmeister suchte ihn zurechtzuweisen und brachte ihn zur einsamen Frau Oberlin zurück. Er schien wieder besänftigt, stürzte sich aber ein Stockwerk hoch zum Fenster hinunter, ohne sich anders als ein wenig am Arme zu beschädigen. Des andern Tages ging er zum Stadthalter von Bellefosse, gab sich als den Mörder des Kindes an, bat ihn, er möchte ihn binden. Der Schulmeister aber, den die zitternde Frau Oberlin ihm nachgeschickt, machte ihn los und brachte ihn nach Hause. Diesen Abend kam der gute Pfarrer an. Lenz bat ihn um Erlaubnis, auf sein Zimmer zu gehen. Hier schrieb er einige Briefe an Freunde, die mir der Schulmeister, der mir vor einer Stunde alles selbst erzählte, nicht zu nennen wusste. Man fand auch keine Adressen darauf. Ich vermute aber, dass Ihr und wir darunter waren. Er nahm darin Abschied von diesen Freunden, und nach einer halben Stunde hörte der Pfarrer einen gewaltsamen Fall vor dem Fenster. Er lief hinaus und fand Lenzen unbeschädigt, der sich zum zweiten Male heruntergestürzt hatte. Nun ward er von 4 Mann bewacht, weil 3 nicht hinreichten, ihn in seiner Raserei zu halten, welche sich verdoppelte, so oft er eine weibliche Stimme hörte. Die arme Pfarrerin, eine Frau von vielen Verdiensten, welche im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft ist, kam in Gefahr zu verunglücken und ist noch darin. Des folgenden Tags bat er wegen des Vergangenen mit tausend Tränen um Vergebung und wurde mit der grössten Mühe beredet, sich vom Schulmeister und noch zween starken Männern nach Strassburg begleiten zu lassen. Er wurde dem Herrn Röderer im Kloster empfohlen, und ging hierauf mit seinem Begleiter zum Pfarrer Studer, Oberlins Vorgänger in Steinthal. Dieses ist der würdigste Geistliche von Strassburg. Lenz warf sich vor ihm nieder und beschwor und flehte ihn, er möchte mit ihm beten. Dieser tat es, bis er vor Schmerz und Erschöpfung nicht mehr konnte, und Lenz, in Tränen gebadet, ging fort. Röderer musste ihn nach Emmendingen befördert haben, und Oberlin sandte mir heute einen Brief mit zween Augenzeugen dieser traurigen Szene. Diese er-

zählten mir noch, Lenz habe die Mutter des verstorbenen Kindes, ehe er zum Stadthalter gegangen, wegen des ihr erwiesenen Unglaubens kläglich um Verzeihung gebeten, und ehe er sich zum ersten Male aus dem Fenster hinausstürzte, sei er einst traufnass nach Hause gekommen, ohne sagen zu wollen, was ihm zugestossen. Nach der Hand erst habe man vermutet, er müsse ins Wasser gesprungen und wieder herausgekommen sein. Es ist uns allen bang auf seine Ankunft, doch hoffen wir, Schlosser werde ihn begleiten.“

Aus diesem Bericht ersieht man, dass Röderer den geisteskranken Lenz aus Strassburg nach Emmendingen zu Schlosser brachte. Ueber den weiteren Verlauf der Krankheit des Dichters geben uns die Briefe Schlossers genügend Aufschluss. So schreibt Schlosser am 2. März 1778 an Oberlin: „Lenz ist bei mir und drückt mich erstaunlich. Ich habe gefunden, dass seine Krankheit eine mehrere Hypochondrie ist. Er ist wie ein Kind, keines Entschlusses fähig, ungläubig gegen Gott und Menschen. Zweimal hat er mir grosse Angst eingejagt, sonst ist er zwischen der Zeit ruhig. Ich würde Euch mit mehr Freiheit schreiben, wenn er nicht da wäre, aber er schlägt mich mit Fäusten und verengt mein armes Herz.“

Bald darauf scheint es aber etwas besser mit L. gegangen zu sein, und so schreibt Schlosser Mitte März an Röderer: „Sie werden sich freuen, lieber Magister, wenn Sie hören, dass L. hergestellt ist, wenigstens allem menschlichen Ansehen nach. Er treibt wieder mit uns; das ist mit Klingern und mir. Er spricht, er scherzt, lacht, spielt Schach, liest, zeichnet, mit einem Wort, er ist fast wieder wie sonst, nur empfindlicher und schwächer. Ich hoffe, es geht mit ihm! Einliegenden Brief gab er mir kurz nach einem harten Paroxysmus von Schwermut. Ich vermutete, dass etwas Tolles drin ist, und brach ihn, um sie nicht zu erschrecken, auf, find' ich, dass es wahr ist, stossen Sie sich aber nicht an seiner Apostrophe. Seine Seele ist noch viel zu schwach gewesen. Ich habe auch Verehrung für solche Sachen, aber wenn Ihr seliger Vater jetzt raten könnte, würde er auch raten, wie's die Umstände erfordern.“

Aber schon am 28. 3. 1778 muss Schlosser an Röderer schreiben: „Der arme L. ist pitoyabel übel. Er wird, fürchte ich, kindisch, und nichts als seine Heimreise kann ihn wieder zurecht bringen, wir leiden viel durch ihn.“ Und am 7. 4. schreibt Schlosser an Herder: „Der arme L., von dem ich Ihnen neulich schrieb, ist nun ganz in Raserei verfallen, woraus ihn menschliche Hilfe nicht retten kann. Er wüthet ganze Tage durch, verbeisst die Kissen usw.“ In diesem Brief bittet Schlosser, Herder möge in Weimar eine Subskription (besonders durch Frau von Stein) für L. veranstalten. Am 8. 4. schreibt Schlosser wieder

an Röderer: „Lenz hat ein Rezidiv bekommen und ist nun ganz rasend und wird täglich und nachts von 2 Mann bewacht. Da der Puls dabei ganz natürlich geht, so müssen wir und der Arzt seine Manie für unheilbar halten. Wir sind nun entschlossen, ihn ins Frankfurter Tollhaus zu bringen, das mehr ein Spital als ein Tollhaus ist. Da soll wöchentlich 3 Gulden für ihn gezahlt werden. Rechne ich die Nebenkosten, seine bessere Verpflegung dazu, so kann es auf 20 Louisdor kommen. Ich werde in der Schweiz und Kolmar dafür Subskriptionen sammeln, und hab ich darüber nach Weimar geschrieben. Suchen Sie doch auch in Strassburg durch sich oder Salzmann was zu erhalten. Ich hab in der Zeit, wo er bei mir war, erstaunlich gelitten. Sein Tod würde mir der grösste Trost sein.“ Und in einem Briefe an Sarasin sagt Schlosser: „Mit Lenzen ist's nun so, dass ich ihn nicht mehr behalten kann. Er schien auf dem Wege der Besserung, aber mit dem neuen Licht kam abermals seine Krankheit. Er wollte sich wieder zum Fenster hinausstürzen, und da das von meinem Kutscher, der eben dazu kam, verhindert wurde, so fing er an, so gut als zu rasen. Er stiess sich den Kopf wider die Wand und nötigte mich dadurch, ihn wieder zu binden und zu schliessen, und nun schon wieder seit 10 Tagen Tag und Nacht zwei Wärter bei ihm zu haben. Auch in dem Zustand schreit und heult er wie ein Vieh, zerbeisst die Kissen und zerkratzt sich, wo er nur bekommen kann. Der Arzt, den ich fast 3 mal alle Woche zwei Stunden weit holen lassen muss, gibt keine Hoffnung. Der Puls, sagte er, gehe mitten im Paroxysmus ganz ruhig, und also müsse die Krankheit in den Nerven liegen. Seit gestern liegt er zwar wieder still, aber er spricht mit niemand, isst auch nichts, als was man ihm von Bouillon eingiesst und trinkt ebenso. Die häufigen Schrecken, die er mir machte, haben mich beinahe auch krank gemacht, und ich musste selbst Medizin brauchen, mich zu präservieren. Nun stehe ich das Elend nicht länger aus, kann ich wegen meines Hauswesens und wegen meiner armen Kinder nicht. Aber allein kann ich ihn nicht reisen lassen, und auf den Postwagen nimmt ihn niemand. Ich habe unter den Umständen den Entschluss gefasst, ihn nach Frankfurt ins Tollhaus zu schicken, das nur dem Namen nach ein Tollhaus ist, und wo er gegen eine billige Pension von 150—200 fl. eine eigene Stube, erträgliche Kost und Wartung wie in einem Hospital bekommt. Die Kosten der Reise aber, wozu ich eine eigene Fuhre nehmen und einen Mann mitgeben muss, fallen mir allein zu tragen beschwerlich, da ich bisher den Doktor, Apotheker, Barbier, Wächter und hundert andere Kosten, schon mehr als 10 Louisdors, verwenden müssen. Ich bitte Sie also lieber Sarasin, veranlassen Sie eine kleine Kollekte von etwa 4—6 Louisdor, womit ich

ihn nach Frankfurt kann weisen lassen. Für seine Person wollen wir nachher eine Subskription veranstalten, wozu ich gerne nach meinen Umständen beitragen will. Auch wird Strassburg, Frankfurt und Weimar etwas daran tragen. An seinen Vater und seinen Bruder habe ich schon geschrieben, aber ihn die 500 Stunden weit zu transportieren, ist unmöglich.

Genau so ungünstig ist der Bericht, den Schlosser am 10. 5. an Herder schickte: „Ich glaube, dass Lenzens ganzes Unglück in einer Art von fliegenden Gichtern besteht, welche in seine schwachen Gehirnnerven wirken. Ich werde darin bestärkt, weil nun mehr sich wieder besondere Symptomata äussern, nämlich ordentlich konvulsivische Bewegungen in dem Kopf, Hals und Leib. Bald ist er tagelang stumm, so gern er reden möchte; bald schlägt er den Kopf 3 Minuten lang auf die Kissen unzählige Mal auf, bisweilen redet er irre dabei, bisweilen nicht. Die Intervalle sind freilich schwermütig, aber doch helle. Gestern war er auch fast heiter, und wie vergnügt, heute nicht so gut. Der Puls ist in den Paroxysmen wie zuvor. Der gute Junge ist äusserst gebeugt über seine Erinnerung seiner Weimarer Konduite; er glaubt, dass er viel zu wenig dort und Sie dafür gelitten haben. Wir haben viel an ihm aufzurichten, sonst wird er kleinmütiger wie ein Kind“

In einem Briefe vom 13. 7. gibt Pfeffer an Sarasin seine Eindrücke wieder, die er bei einem Besuch in Emmendingen von Lenz gehabt hat: „Unsere Reise nach Emmendingen war sehr vergnügt. Gleich beim Absteigen ging ich zum armen Lenz, den ich dem Ansehen nach bei gutem Verstand, aber sehr schüchtern und zeremonienreich fand. Er kannte mich gleich und bezeugte Freude, mich zu sehen, fragte nach Schiuznach und unsere dortigen Freunde. Zu Lavaters Gruss sagte er kein Wort. Als ich ihm von Euch sprach, war seine Teilnehmung ebenso gross, als bei unserem Eintritt in sein Zimmer. Er fragte mich nach Eurem Wohlbefinden und bat mich, Euch tausendmal zu grüssen . . . Seine Krankheit äusserte sich durch eine beständige Schreibsucht; er hat uns aber seine Papiere nicht gewiesen, ungeachtet ich zweimal Begierde danach äusserte. Schlosser sagte mir hierauf, ich sollte nicht darauf dringen. Er ist übrigens nicht mehr gebunden, geht im Zimmer umher und hat guten Appetit, klagt aber über Schwäche in den Beinen. Montags frühe besuchte ich ihn wieder. Auch jetzt ging Schlosser mit, gegen den er eine tiefe Ehrerbietung äusserte. Als ich das arme Geschöpf küsste, fühlte ich an seinen Wangen, dass er Fieber hatte. Sein Wärter sagte uns auch, er habe in der Nacht mit ihm ringen müssen, weil er nicht leiden wollte, dass man zur Beförderung seines Schlafes ihm sein Schreibzeug wegnehme. Er war nicht so heiter und

lange nicht so gesprächsam wie gestern, zeigte sich aber gegen mich nicht verändert, wiederholte mir seine Grüsse an Euch und an die Meinigen und schien beim Abschied sehr bewegt Wer Lenz zuvor nicht kannte, kann ihn nicht halb so krank finden, als seine Freunde ihn finden mussten“.

Welche Eindrücke Klinger von Lenz bei seinem Besuch in Emmendingen hatte, und wie er ihn zu heilen versuchte, erfahren wir aus einem Brief, den er erst im Oktober 1819 an Dumpf schrieb: Da Sie Lenz zu einem Gegenstand physiologischer und psychologischer Untersuchung machen wollen, so glaube ich Ihnen etwas dazu gehöriges Wichtiges sagen zu können. Ich sah Lenz zum letzten Mal in Weimar völlig blühend und gesund — und eben damals und vorher war das meiste geschehen, was ihn in kein freundliches Licht setzte. Als ich nach dem Bayerischen Sukzessionskriege meinen Freund Schlosser in Emmendingen besuchte, sagte er mir gleich: Lenz sei bei ihm völlig rasend und in Ketten. Zugleich sagte mir mein Freund, Lenz sei bei Lavater in Zürich gewesen, habe dann zu Fuss die Alpen durchlaufen, durch den Frost der Berge und die Hitze der Täler, habe die Religion falsch aufgefasst durch die Phantasie, wie es schien bei Lavater, sei nach Strassburg gekommen, habe ein verstorbenes Kind durch Gebet von den Toten aufwecken wollen. Ich liess mich in sein Zimmer führen, wo ich ihn gefesselt auf dem Bette fand. Ich hörte seine Reden kaum eine Viertelstunde (deren Inhalt ich mich enthalte mitzuteilen), als ich den Grund seiner Krankheit in der veranlassten Abschwächung zu entdecken glaubte. Aber es war durchaus keine Verstellung von seiner Seite, er war wirklich rasend. Ich sagte Schlossern, dass ich Lenz noch diesen Abend kurieren würde. Als die Nacht einbrach, liess ich ihm die Haare scheeren, in meinen Reitermantel nackend einwickeln und ihn unter meiner Begleitung hinter den Garten an einen kleinen Fluss tragen. Ich befahl den Leuten, mit dem eingewickelten Lenz mitten in den Fluss zu gehen, dann den Mantel aufzuschlagen und ihn von ihrer Höhe in den Fluss auszuschütten, ihn dann öfters unterzutauchen usw. Dieses Bad dauerte etwa 10 Minuten, und Lenz war völlig bei sich. Man legte ihn zu Bett, er schlief ruhig und morgens erfuhr er von den Leuten alles, was ich mit ihm vorgenommen. Als ich ihn morgens besuchte, stattete er mir heissen Dank ab, verdarb aber alles mit einem Bekenntnis alles dessen, was er gegen mich unternommen, worauf ich ihm zur Lehre nur das sagte: Ich sehe wohl, dass ich dich von der psychischen Narrheit geheilt habe, aber nicht von der eitlen Einbildung, du seiest so wichtig, dass alles, was du tust und schreibst gegen deine Freunde, von Bedeutung für Sie sei“.

Diese „Reilsche Kur“ konnte wohl einen augenblicklichen Erfolg haben, aber natürlich in keiner Weise die Krankheit an sich beeinflussen.

Dass sich aber allmählich der Zustand Lenzens besserte, ersehen wir aus einem Briefe Schlossers an Sarasin vom 21. 6.: „Hier lieber Sarasin, ein Brief von dem armen Lenz! Wenn sein Inhalt Sie anfangs lachen machen wird, so wird Ihr Herz doch dem Lenz eine mitleidige Träne nicht ersparen können. Es ist was Melancholisches in dem Brief, was mir wohl und wehe tut. Ich glaube nicht, dass Sie dem guten Jungen den Gefallen tun können. Können Sie's aber, so tun Sie's. Es ist wahr, Lenz ist ungleich besser, seitdem er anfängt, mit was Körperlichem sich zu beschäftigen, und deswegen wollt ich selbst, dass der Junge dableib, aber die Wanderzeit ist da, und Sie können nicht helfen. Ich will sehen, ob ich's kann. Ich traf den Patienten zwar gesünder, aber ganz freundlich an, weiss auch nicht, ob's besser wird, urteilen Sie aus diesem Brief“.

Die Bitte Lenzens an Sarasin ging dahin, „seinem besten Freund und Kameraden, dem Herrn Conrad Süss, einen Meister zu verschaffen, wenn er ausser der Zeit nach Basel kommt, weil jetzt die Handwerksburschen stark gehen und ich den Herrn Hofrat bitten will, dass er seinem Vater zureden soll, ihn noch länger als Johannis bei sich zu behalten, damit ich die Schusterei bei ihm fortlernen kann, die ich angefangen habe, und er ohne dem bei seinem Herrn Vater und mir viel versäumt“.

Lenz war inzwischen von Schlosser bei dem Schuster Süss einquartiert worden, wo er sich sehr wohl fühlte.

Am 8. 11. schreibt Schlosser recht ärgerlich an Herder: „Lenz, ob er gleich besser ist, will doch nicht heim, so gut er könnte, und seine Verwandten machen keine Anstalt, ihn abzuholen. Sein Vater schreibt mir Bogen langer Predigten und immer nichts drin, was mich von der Last befreite. Ich bin sie müde und wünsche von Lenzens Freunden einen Vorschlag, wo mit hin. Ich will auch jährlich was beitragen, aber den Beitrag, ihn in meiner Nachbarschaft zu wissen und für ihn zu sorgen, muss ich mir verbitten . . .“ Weiter heisst es in dem Briefe: „Ich erwarte, ob man in Weimar etwas für ihn tun wird, wo nicht, so werd ich ihn mit dem kleinen Rest auf dem Postwagen zu seinem Bruder nach Jena schicken oder ihn damit in die Welt laufen lassen müssen; denn meine Umstände leidens nicht, ihn allein zu unterhalten und ich find' es ungerecht, dass Lenz hier faulzen soll, da er gesund und stark ist, und wohl zu seinem Vater kann, und unerträglich, dass sein Vater nichts für ihn tut, als Predigtbriefe schreiben. Was sonst für ihn getan werden soll, darüber erwarte ich von Weimar Resolution“.

Anfangs 1779, wohl im Februar, berichtet Schlosser an Sarasin, dass er Lenz zu einem Chirurgen getan habe, um ihn zu kurieren; der Herzog von Weimar bezahle die Kosten, aber der Vater des Dichters wäre ein eingefleischter Schurke, der ihm gar nichts mehr geantwortet hätte, seitdem er ihm gesagt hätte, dass seine Schuldigkeit erfordere, Sorge für seinen Sohn zu tragen.

Auf Schlossers Brief hat Herder bei dem Herzog Carl August erreicht, dass der die Kurkosten für Lenz bezahlte. Später gab dann die Herzogin Anna Amalie dem jüngeren Bruder des Dichters, Carl Lenz, das erforderliche Geld, um den kranken Dichter in die Heimat zu bringen. Carl Lenz holte seinen Bruder von dem Chirurgen aus Hertingen bei Basel ab und fuhr mit ihm über Erfurt und Braunschweig nach Lübeck; von Lübeck ging es zu Schiff nach Riga. Während der ganzen Reise war der Dichter gut. aufgelegt und zeigte keine Zeichen einer Geistesstörung. Im Juli 1779 langte er in Riga an und bewarb sich dort um die Direktorstelle am Dom. Er hatte sich schriftlich an Herder gewendet, er solle für ihn eintreten, und auch sein Buchhändler Hartknoch versuchte in einem Briefe vom 23. 10. 1779 Herder für Lenz zu gewinnen: „Vor einigen Posttagen schrieb Herr Lenz an Dich und bat um Deine Vermittlung, ihm die Rektorstelle am Dom (zu Riga) zuzuwenden. Ich bat Dich ebenfalls in einem apostille darum. In der Tat ist's grausam, dass wir nach allen Gegenden um geschickte Leute schreiben und werben, indessen Landeskinder, die etwas gelernt haben, zu Hause unversorgt bleiben. — Ist's möglich, dass Du etwas für Lenz tun kannst, so empfiehl ihn nachdrücklich. Diese Empfehlung, und dass man ihn hier zur Stelle hat, seine Talente und Geschicklichkeit zur Führung dieses Amtes prüfen kann, wird unfehlbar gute Wirkung haben. Ich weiss nicht, ob es nicht gut wäre, wenn Du in einem Briefe unvermerkt den Vorurteilen, die man von Lenzens Jugend und Unerfahrenheit und von seiner ehemaligen Krankheit oder seinen Schriftchen hernehmen könnte, begegnetest. Der Mann hat sich auf alles das gelegt, was ein tüchtiger Rektor wissen muss, der unsere Jugend zu ihrer künftigen Bestimmung fähig machen soll, das bin ich durch Beweise, die er mir von seiner Geschicklichkeit gegeben, überzeugt, er hat verschiedene junge Herren privatim unterrichtet, verschiedene gute Erziehungsanstalten gesehen usw. Mir tust Du damit einen desto grösseren Gefallen, weil ich und meine Frau im Umgange des Mannes viel Vergnügen finden, und uns dereinst versprechen, an ihm einen redlichen Freund zu haben, wie denn sein Vater viel Freundschaft für mich hat und mich damit unterstützt, 2. weil mein Sohn in der Folge, wenn er nicht mehr bei Herrn Füssli bleiben kann, unter seiner Auf-

sicht das nachholen kann, worin er versäumt ist; auch 3. als Autor und Verleger mögliche Verhältnisse unter uns entstehen können“.

Herder scheint Lenz in diesem Falle nicht geholfen zu haben, denn Hartknochs Brief beantwortet er im Dezember dahin: „Mit Lenzen ist nichts, er taugt nichts zur Stelle, so lieb ich ihn habe“.

Zwar war die Nachricht nach Weimar gekommen, dass Lenz die Anstellung erhalten hatte — diese Nachricht hatte die Herzogin Amalie gegenüber Merck zu der Aeusserung veranlasst: Die Universität, die Lenz gewählt hat, muss toll und Lenz geschenkt geworden sein —, aber in Wirklichkeit war er trotz der Bemühungen zahlreicher Freunde abgelehnt worden. Er ging nun nach Petersburg, und in der nächsten Zeit schreibt er ganz geordnete Briefe.

So schickt er auch am 27. 3. 1780 an Christian Brion einen Brief mit der Bitte, einen beiliegendem Brief seiner Schwester Friederike auszuhändigen. Dieser Brief, den Friederike nie erhalten hat, der aber recht interessant ist, lautet: „Meine teuerste Freundin! Da Ihnen mein Abschieds- und Danksagungsschreiben, das ich nach der Genesung aus einer schweren Krankheit an Sie schickte, vermutlich aus dieser Ursache nicht zu Händen gekommen, so hoffe ich, diese Schuld aus der Entfernung wo nicht abtragen zu können, doch wenigstens durch mein Stillschweigen nicht zu vermehren. Sie und ihre fürtreffliche Familie waren es, die in einem fremden Lande, auf immer, wie es schien, getrennt von den Meinigen, an einem kleinen ungesunden Ort, ohne Umgang, ohne Verbindung den trübsten Stunden meines Lebens diejenige Aufmunterung gaben, deren Eindrücke mich über das Grab hinaus begleiten werden. Sie waren es, die mein Herz zu jedem zärtlichen Verhältnisse wiederstimmten, das ich in meinem Vaterlande abgerissen. Der geschmackvolle und lehrreiche Umgang mit ihren würdigen Cousinen, Ihre gegenseitige Freundschaft, die glücklichen Wendungen, die Ihr eigentümlicher Geschmack, Ihr Witz und Ihre Empfindung jedem Zug in ihrem Charakter, sowie dem Charakter abwesender Freunde, von denen wir uns oft unterhielten, zu geben wusste; mich anzuspornen wusste, ihnen nachzueifern, um Ihres unbestechlichen Beifalls würdiger zu werden, waren damals die Muse meiner glücklichsten Stunden und sind nachher oft noch der Gegenstand meiner einsamen Unterhaltung gewesen.

Sie hatten die Züge einer meiner geliebtesten Schwestern und wenn die Verschwisterung der Seelen keine Schimäre ist, so erlauben Sie mir, Sie unter diesem Charakter noch abwesend zu verehren. Ja, teure sanfte Seele, wenn ich Sie mir unter diesem Klima denken könnte, hier wo der Mangel der lieblichen Witterung und Früchte, fremde Sitten und

eine fremde Sprache, Ihren Lebensgeistern vielleicht den glücklichen Umlauf wehren und Sie hindern würden, Sie selbst zu sein: so würd' ich sie ganz in Ihnen wieder finden. Wenigstens sagen Sie denen, die jetzt ein näheres Recht auf ihre Theilnehmung und Freundschaft haben, dass der Eindruck Ihres Charakters, das Nachahmungswürdige desselben, mir oft die schwierigsten Knoten des Lebens habe lösen können: ein Vorzug, den Sie mit noch einer Freundin aus jenen Gegenden, die jetzt in erhabenerer versetzt ist — teilen.

Meine Reise darf ich Ihnen nicht beschreiben: sie war, wie die Reise durch die Welt, langsam und beschwerlich, mit manchen angenehmen Ruhepunkten. Ich sah endlich die Turmspitzen von Riga und die Ufer meines Vaterlandes mit einer wunderbar vermischten Empfindung. Alles fremdete mich an — bis ich die Meinigen wiedergesehen, von denen ich dennoch einige bis jetzt noch nicht umarmt habe. So zerstreut sind sie und an so verschiedenen Enden des Landes haben sie sich niedergelassen. Gegenwärtig bin ich in einer der grössten Städte, aber wie ein Fremdling, und es wird Zeit brauchen, ehe ich über Personen und Sachen gehörig urtheilen kann. Auch wieviel ruhiger und schöner ist es in dem Gärtchen zu S. . . . als an den getümmelvollen Häfen. Geniessen Sie dieses Glücks, ohne erst durch den Kontrast versuchen zu wollen, ob es auch wirklich wahr sei, dass man es der sogenannten grossen Welt vorziehen könne. Unglücklich genug ist der, der durch seine Situation dazu gezwungen ist. Er hat sich aufgezehrt, eh er zu leben angefangen.

Ich werde schwerlich die glücklichen Ufer des Rheins wiedersehen; sie, die so viel Wesen, als die grossen Städte Schein haben — aber ich werde mich noch oft der Rheininseln erinnern, wo wir tanzten, des freundschaftlichen Lichtenau, wo die Freude wohnte, deren Maske hier niemand mehr betrügen kann, der Plätze alle, wo wir uns oft von — besprachen, oder mit Ihren Cousinen ein gutes deutsches Lied sangen.

Lassen Sie mich hier abrechen und nur noch fragen, was Ihr Herr Bruder macht — was Ihre würdigen Schwestern machen. Die schalkhafte Selma und die altkluge Sophie — konnte es ein schöneres Konzert für Ihre weiche, sanfte Stimme geben, als der Rat, der Umgang, die Laune solcher Schwestern. Wie? Sie sollten sich verändert haben? Nimmermehr! So wenig als F. B. sich verändern kann — von den Veränderungen des Charakters zu verstehen, denn das andere, deucht mich, würde nur dann nicht zu verzeihen sein, wenn es eine Veränderung zum Schlimmen wäre.

Empfehlen Sie mich Ihren teuersten Eltern und sagen Sie ihnen, dass seit meiner letzten Krankheit meine Munterkeit so ziemlich hin

ist — welches Sie auch meinem Brief wohl anmerken werden — und ich jetzt in den Pfänderspielen zu S. eine sehr traurige Figur machen würde. Ich habe eine Mutter verloren — ich habe mehr verloren — Gegenstände genug, die mir das Grab anfangen könnten lieb zu machen — wenn nicht noch Personen auf dieser Oberwelt wären, an deren Glück ich anwesend oder abwesend von Herzen teilnehmen könnte — es mich vielleicht anstecken würde mit Lebensfreude.

Und so leben Sie denn wohl, teureste Freundin, und findet sich eine Gelegenheit mit einem reisenden Freunde oder sonst — mir eine Nachricht von Ihnen — von Ihnen allen zukommen zu lassen — von Ihren Strassburgschen Freunden nicht zu vergessen — so werden Sie mich sehr glücklich dadurch machen.

Ich aber werde unter jeder Veränderung bleiben ein mit ganzer Seele teilnehmender Bruder“.

Die Besserung hielt nicht lange an. Wir sehen ihn bald darauf bei seinem Vater in Riga, dann als Sekretär bei einem General in Petersburg. Diese Stelle gibt er nach kurzer Zeit auf und reist nach Moskau. Als die eigentliche Absicht seiner Reise nach Moskau gibt er in einem Briefe am 30. 10. 1781 an G. Friedrich Müller an, er wolle unter dessen Rat und Leitung die Geschichte des Vaterlandes (wofür er Russland halte) studieren. Auf Müller's Veranlassung erhielt er bei dessen Schwester im Jahre 1782 eine Anstellung als Lehrer in deren Pensionsanstalt. Der Vater des Dichters ist über die Beschäftigung seines Sohnes sehr erfreut, in einem Briefe an Müller schreibt er u. a.: „O welch ein Lebensbalsam für mein krankes Vaterherz, dass Ew. H. ihn schon von Wankelmuth freisprechen! Auch unterstützt dies meine Hoffnung, dass er dem für seine Zerstreuungen ihm höchst fatalen Müßiggange sich entwöhnt und sich stets beschäftigt, auch durch den Umgang russisch lernt, da er ohne diese Sprache dort unmöglich fortkommen kann. Die Zufriedenheit der Mad. Müller, geb. Exter, mit ihm, ist mir auch Bürge dafür, dass er in der Besserung fortgehe. Denn er beschreibt mir selbst diese Dame so vorteilhaft, dass ich gewiss hoffe, er werde sich aus Respekt für ihren würdigen Charakter schämen, auf die alten Sprünge zu kommen.“

Dieser Brief wie viele andere Aeusserungen des Vater beweisen uns, dass er für das Krankhafte des Sohnes wenig Verständnis besass.

Die nächste Zeit scheint es auch Lenz einigermaßen gut gegangen zu sein, wie man aus dem Briefe Hamans an Gaupp vom 5. 8. 1784 ersehen kann: „Lenz gebe viel Hoffnung zu einer gänzlichen Herstellung.“ Diese Hoffnung wurde sehr bald getäuscht. Schon im Jahre 1786 trat die Krankheit in voller Stärke wieder auf und führte bald zu völliger Verblödung. Am 30. 4. 1787 schreibt Karamsin, den Lenz durch Müller

kennen gelernt hatte, an Lavater: „Was soll ich ihnen von Lenzen sagen? Er befindet sich nicht wohl. Er ist immer verwirrt, Sie würden ihn gewiss nicht erkannt haben, wenn Sie ihn jetzt sähen. Er wohnt in Moskau, ohne zu wissen warum. Alles, was er zuweilen schreibt, zeigt an, dass er jemals viel Genie gehabt hat; jetzt aber Ich habe ihm Ihren Brief persönlich eingehändigt.“

— Ueber die letzten Jahre des Dichters ist nicht viel zu sagen; als harmlosen Geisteskranken liess man ihn frei herumgehen, und seine Freunde sorgten für seinen Unterhalt, später gab ihm auch sein Vater 25 Rubel vierteljährlich Zuschuss. Am 5. 6. 1792 gegen Mitternacht fiel er auf offener Strasse in Moskau um und war sofort tot. In Marina Roschtschah bei Moskau wurde er, wie er früher gewünscht hatte, beerdigt.

Im Intelligenzblatt der Allg. Lit. Zeitung 1792 Nr. 99 finden wir folgende Mitteilung von Lenzens Tod: „Er starb von wenigen betrauert, von keinem vermisst. Dieser unglückliche Gelehrte, den in der Mitte der schönsten Geisteslaufbahn eine Gemütskrankheit aufhielt, die seine Kraft lähmte und den Flug seines Genies hemmte, oder demselben wenigstens eine unordentliche Richtung gab, verlebte den besten Teil seines Lebens in nutzloser Geschäftigkeit, ohne eigentliche Bestimmung. Von allen verkannt, gegen Mangel und Dürftigkeit kämpfend, entfernt von allem, was ihm teuer war, verlor er doch nie das Gefühl seines Wertes; sein Stolz wurde durch unzählige Demütigungen noch mehr gereizt und artete endlich in jenem Trotz aus, der gewöhnlich der Gefährte der edlen Armut ist. Er lebte von Almosen, aber nahm nicht von jedem Wohltaten an, und wurde beleidigt, wenn man ihm unaufgefordert Geld oder Unterstützung anbot, da doch seine Gestalt und sein ganzes Aeussere die dringendste Aufforderung zur Wohltätigkeit waren. Er wurde auf Kosten eines grossmütigen russischen Edelmannes, in dessen Haus er auch lange Zeit lebte, begraben.“

Fassen wir die wichtigsten Punkte aus dem Leben des Dichters noch einmal kurz zusammen. Eine erbliche Belastung ist nicht nachweisbar. Als Knabe ist er auffallend begabt, mit 15 Jahren wird er in der Zeitung wegen seiner Gedichte als „seltenes Genie“ gelobt. In Königsberg und Strassburg bietet er nichts Krankhaftes. Er ist in dieser Zeit sehr produktiv, und seine Arbeiten finden bei den bedeutendsten Männern seiner Zeit volle Anerkennung. Mit 24 Jahren ist er am produktivsten. Mit 25 Jahren macht sich eine auffallende Veränderung seiner Persönlichkeit bemerkbar. Seine „Dummheiten und Eseleien“ in Weimar wird man als Zeichen der beginnenden Krankheit deuten müssen. Zu dieser Zeit zeigt auch seine Schrift eine deutliche Veränderung, sie wird „gezogen und flüchtig“. Seit dieser Zeit hat er auch

nichts Tüchtiges mehr geleistet. Nach der Veruneinigung mit Goethe, der ihn auch zuletzt wie ein krankes Kind behandelt, treibt ihn eine innere Unruhe hin und her. Bei der Nachricht von dem Tode der Kornelia Schlosser tritt ein schwerer Erregungszustand bei ihm auf. Er erholt sich allmählich, jedoch nach kaum 4 Monaten ist er wieder ganz verstört, und nach vielen Irrfahrten kommt er am Weihnachtsabend 1777 als Schwerkranker zu Oberlin. Er zeigt hier Angst und Erregungszustände, stösst abgebrochene, schwer zu verstehende Worte aus, beschuldigt sich, ein Mörder zu sein, beschädigt sich selbst, ist aggressiv gegen seine Umgebung, macht mehrere Selbstmordversuche, indem er aus dem Fenster springt und sich mit der Schere zu erstechen versucht, will eine Tote zum Leben erwecken, u. a. m. In diesem Zustande wird er nach Strassburg gebracht, und von Strassburg durch Röderer nach Emmendingen zu Schlosser. Bei Schlosser bißtet er dasselbe Krankheitsbild. Er ist meist sehr erregt, zerreist die Kissen, schreit und heult wie ein Vieh, zeigt eine unbezwingliche Schreibsucht; mitunter ist er wieder still und isst nichts von selbst. Es macht sich wohl während des Aufenthalts bei Schlosser eine leichte Besserung bemerkbar, aber diese hält nicht lange an. Anfangs 1779 gibt ihn Schlosser zu einem Chirurgen. Von diesem holt ihn sein Bruder ab, um ihn nach Riga zu bringen. Auf der Reise benimmt er sich geordnet, und auch in Riga fällt er nicht auf. Er reist dann unruhig hin und her, ohne irgendwo festen Fuss zu fassen. Erst im Jahre 1782 bekommt er durch Beziehungen eine Anstellung als Lehrer an einer Pensionsanstalt. Die nächste Zeit geht es ihm ziemlich gut, und im Jahre 1784 wird die Erwartung ausgesprochen, dass er bald gänzlich hergestellt sein werde. Diese Hoffnung erfüllt sich nicht; mit 35 Jahren — im Jahre 1786 — erkrankt er von neuem, und dieser neue Anfall führt sehr bald zur völligen Verblödung. Die letzten 6 Jahre seines Lebens vegetiert er als harmloser Geisteskranker dahin. Mit 41 Jahren stirbt er plötzlich auf offener Strasse.

Wenn es auch im allgemeinen gewagt ist, aus Aufzeichnungen, ohne Kenntnis des Kranken, ohne dass ein körperlicher Befund vorliegt, eine Diagnose zu stellen, so können wir in diesem Falle mit Sicherheit sagen, dass es sich bei Lenz um eine Katatonie (Spannungsirresein) gehandelt hat. Die Krankheit ist durch langdauernde Besserungen unterbrochen gewesen, und, wie manchmal bei einer Katatonie, tritt auch hier, ohne dass vorher eine Erkrankung wahrgenommen wird, plötzlich der Tod ein, nachdem in den letzten Jahren seines Lebens eine vollkommene geistige Verödung eingetreten war. Seine Prophezeiung: „Ich werde untergehen und verlöschen in Rauch und Dampf,“ hat sich nicht erfüllt.
